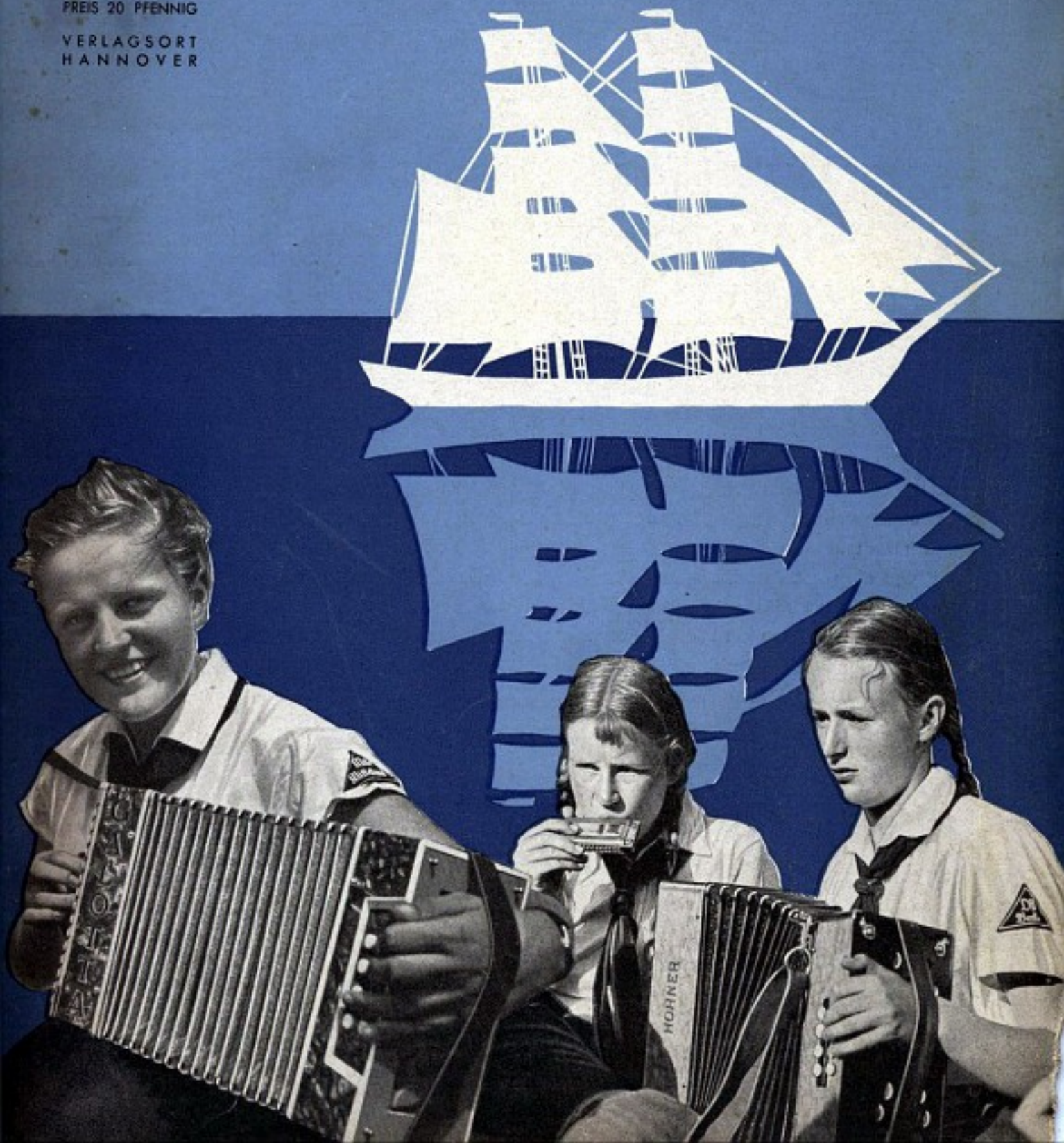
AUSGABE
RUHR-NIEDERRHEIN

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

JAHRGANG 1938
JULIHEFT
PREIS 20 PFENNIG

VERLAGSORT
HANNOVER



Bestellungen auf **Das Deutsche Mädel**

nehmen alle Postanstalten, Buch- und Zeitschriftenhandlungen sowie der Verlag: Niedersächsische Tageszeitung GmbH., Zeitschriften-Abteilung, Hannover, Georgstraße 33, entgegen.

BEZUGSPREIS: bei der Post vierteljährlich 60 Pf. zuzüglich 6 Pf. für Zustellung frei Haus bei Buch- u. Zeitschriftenhandlungen 20 Pf. monatl.

Bestellungen bei der Post sind jeweils bis spätestens zum 24. des Monats aufzugeben, andernfalls die Post eine Verspätungsgebühr von 20 Pf. erhebt.

Der Inhalt

	Seite
Unser Lager in Böckenholt	1
Fahrt ins Wattenmeer	3
Handwerk aus aller Welt	6
Quer durch die 7 neuen Obergaue des BDM	9
Rund um den Peloponnes	11
Jungmädelspruch	15
Magd Irene und Magd Gisel	15
„Fritz" und die sprachlose Liese	16
Wie Bernd Peters ein Bauer wurde	16
Hanne kommt nun doch mit ins Jungmädellager	18
Mittags während der Freizeit	19
Sonne und Blumen in Trassenheide	20
Sommermorgen	21
Jungmädel erzählen	22
Märchenspiel	24
Die Kinder von Kirwang	26
Blick in die Welt	28
Streiflichter	30
Unsere Bücher	32

HAUPTSCHRIFTLEITERIN: HILDE MUNSKE, REICHSJUGENDFÜHRUNG, BERLIN NW 40, KRONPRINZENUFER 10
DER JUNGMÄDELTEIL WIRD ZUSAMMENGESTELLT VON LYDIA SCHURER-STOLLE, REICHSJUGENDFÜHRUNG
VERLAG, ANZEIGEN- UND VERTRIEBSABTEILUNG: HANNOVER, GEORGSTRASSE 33

JAHRGANG 1938
JULIHEFT

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

Unser Lager im Böckenholt

Nun steht der Sommer über dem Land. Die Zeit der Fahrten und Lager ist da. Überall wehen die Fahnen und Wimpel deutscher Jugend. Sie künden, daß deutsche Mädel und Jungen sich Heimat und Volk erwandern. Ob an der See, ob in den Bergen oder in den Wäldern Thüringens. — Erleben und Freude sind eins, sind so wie in diesem westfälischen Lager im Böckenholt.

Zwischen Wiesen und Wäldern liegen versteckt die roten Bauernhäuser. In den Ähren reift das Korn, die Mäher ziehen auf die Felder. Die ganze Welt steht in Blüte. Ein schmaler Weg führt ins Böckenholt; der Duft von reifenden Weizenfeldern, von goldenem Lupinen und rotem Klee liegt in der Luft. Hohe, grünsatte Pappeln säumen die Viehkoppel ein.

Mit fünf Mädeln und einem knarrenden Bauernfuhrwerk sind wir unterwegs, um die Lagergulaschkanone auf den Hof zu fahren. „Karriölt dat Dingen men unner de Eeken, dao is't schattig", sagt der Bauer.

Ein frischgemaltes Transparent ist breit über die Straße gespannt: „Freizeitlager des Untergaues Steverland." Ein schwarzer, dicker Pfeil zeigt den Weg zum Lager. Ein mächtiger Fahnenmast steht auf dem Hof und ist der Mittelpunkt des Lagers für die Zeit, in der hier Mädel und Jungmädel zusammen sind.

Bevor das Lager zum ersten Male von den Mädeln bezogen wird, haben wir die Räume fein geschmückt. Frisches Grün, Eichen- und Birkenzweige und ein Blumenkranz schmücken den Torbogen.

Der alte Böckenholt hat uns den Stallanbau ausgeräumt für diesen Sommer, und die Anstreicher haben die Wände frisch gestrichen, und die Bänke und Hocker stehen nun grünschimmernd in der Sonne.

Wo sonst Kühe und Pferde ihre hungrigen Mäuler in den Freßtrog stecken, liegen jetzt die Rucksäcke der Mädel ausgerichtet in Reih und Glied. Eine Coesfelder Bettenfirma hat uns für vierzig Mädel die Betten aufgeschlagen. Strohsäcke und Wolldecken sind da und eine richtige Wasserleitung mit zehn Kränen. Es ist ein herrliches Lager hier draußen, um das uns manche beneiden würden.

Vor den Fenstern leuchten rote Geranienstöcke. Eine alte münsterländische Truhe hat uns der Bauer unters Fenster gestellt. Auf dem Hof, vor den Vorratskammern, dampft die Gulaschkanone; groß und breit steht sie da in ihrer ganzen „Lagerwürde".

So groß, daß der Lagerkoch nicht einmal die Nase hineinstecken kann, ohne dabei auf einen Holzblock zu klettern, der anfangs nur drei gerade Beine und ein „wackliges" hat, was dann geflickt werden muß.

Dieser Umstand und sein spaßiger Name „Kiekenbusch" trägt ihm manchen Spottvers ein. „Unser Kiekenbusch ist klitzeklein, guckt vom Stuhl in den Topf hinein." „Kiekenbusch kocht nur Fusch", den ganzen Tag findet einer neue Sprüchlein.

Kiekenbusch muß sich überhaupt manche Neckerei gefallen lassen, und weil er gutmütiger Art ist, steckt er die Lobpreisungen auf seine Kochkunst ebenso gerne ein wie die Scherze und Uzereien.

Wer ihm zu dumm kommt, den jagt er mit seinem mächtig großen Löffel vom Hof. „Makt dat ji wegkuomt, dumme Derts", lacht er dann hinterher.

Am wenigsten kann er Pottkiekers leiden . . . Ahnke Jessen hat einmal einen schrecklichen Hunger und kann denn ja das Fragen nach dem Mittagessen nicht lassen. „Kiekenbusch, wat giv't to iäten?" Der Koch dreht ihr seelenruhig den Rücken zu, als gehe ihn das gar nichts an.

„Mak mi doch wier antog, ick kann vor Hunger nich laupen un staohn . . ." (Mach mich wieder in Gang, ich kann vor Hunger nicht laufen und stehn . . .) Da packt ihn so der Ärger, daß die weiße Küchenmütze vor Aufregung in die Erbsen fällt und gelb und giftig wird.

Wenn sonst aber einer etwas gegen den Lagerkoch sagt, verteidigt ihn Ahnke Jessen und wurmt sich ordentlich, wenn sie nicht Recht bekommt. Sie hat denn auch herausgekriegt, wer im Lager schlimmer nascht als Katze und Maus zusammen. Das war so. —

Es ist ein Jammer — trotzdem, es ist vorgekommen, und man muß es nun aus der Welt schaffen, einer muß nachforschen, wer dieser heimliche Vielfraß ist. Kiekenbusch hat am Mittagstisch laut verkündet, es sei ein Marmeladeneimer angebrochen und halb leer geworden, und er könne sich nicht denken, daß das die Balkenratten gewesen wären. Darauf haben dann Ahnke und er die Köpfe zusammengesteckt und einen Plan ausgeheckt.

Fahrt übers Wattenmeer

Es fing eigentlich damit an, als Antje auf den Steinfliesen stand und die Nase in den heißen Schwaden hielt, der in dichten Wolken aus dem Waschkessel stieg. Hochgeschürzt und hemdsärmelig stand die Mutter im Waschhaus; zwischen Seifenschaum und Waschbrett wurde es entschieden, daß Antje die große Fahrt mitmachen durfte und mit den Mädeln und Jungmädeln die grüne, norddeutsche Wasserkante zu sehen bekam.

Antje stand vor der Wanne und schwang die weiße Wäsche durch das blaue Wasser, ihr schien dieses Becken so groß wie das Meer; die heißen, dampfenden Schwaden waren die Wolken, die keinen Weg fanden ins Freie und schließlich an den feuchten Wänden hängen blieben in blanken Tropfen . . . Just so war es doch mit dem frischen Landregen, der sich an der Küste festgebissen hatte, aber das war schon später.

Antje war nie verreist, geschweige denn an das große Meer gefahren.

Ihr schlug das Herz, wenn sie daran dachte, daß sie übers Watt fahren würde mit den Fischern, und daß sie die weißen grauen Vögel ganz aus der Nähe sehen könnte und die braunen Segel.

Die meisten Menschen, wenn sie da herauf wollten, fuhren mit dem D-Zug hinauf und waren heilfroh, wenn sie das trübe, diesige Watt hinter sich hatten. Sie waren im Grunde nicht zu beneiden; denn wieviel Schönes entgeht ihrem Auge und — dem Herzen! Antje und die anderen Mädel hatten junge Beine, offene Augen und einen fröhlichen und dankbaren Sinn.

Sie waren keine feinen Leute, das war auch nicht nötig; trotzdem, die Räder glänzten in der Sonne, und eine stolze Freude stand ihnen offen im Gesicht geschrieben. Der D-Zug mochte um diese Zeit schon drei Tage und drei Nächte hinausgehetzt sein bis Norden und Norddeich.

Die Mädel und Jungmädel aber hatten Zeit, um dem „Herrgott von Bentheim" guten Morgen zu sagen, um einen lieben langen Tag in dem Heidedorf den Regen abzuwarten und den braunen Torf zu riechen, der unter dem Himmel trocknete wie geröstetes Brot, um dem Schäferkönig und den einsamen Hünengräbern von sich zu erzählen. Wer hatte heute noch Zeit, an solchen einsamen strohgedeckten Katen still zu stehen?

Die Jungmädel und mancher friesische Bauer zwischen Papenburg und Oldersum gerieten auf diese Weise aneinander, daß sie sich wohl zehnfach soviel sagten, als zwischen Münster und Hamburg sich erwachsene Menschen sagen können.

„Ihr und ich, wir haben uns noch nie vorher gesehen, ich weiß kaum, an welchem Fluß eure Heimat liegt; aber ich weiß, daß eure Herzen einen Tag mit uns gegangen und uns nicht mehr vergessen. Wenn uns auch die Worte etwas schwerer über den Mund gehen, wir spüren doch, alle unsere Gedanken sind zuletzt bei einem deutschen Menschen, von der Küste bis zum Glockner, vom letzten Schacht, und stände er schon jenseits der Grenze, bis zum kleinsten Kutter. Er steht ja diesem ganzen weiten Land so nah wie ein Bauer, er hat einen Pflug aus Stahl geschmiedet, der über jede harte Scholle ging und der über jedes Herz pflügte; und sein Name wird nun überall genannt, ob ihr auf der großen neuen Straße fahrt, die die Männer bauen, ob ihr bei den Fischern in Transtiefeln steht, bei den Inselbauern am Loog oder mit den Fischerfrauen über den Deich geht . . ." So oder ähnlich hatte der Venbauer es ausgedrückt, was uns bewegte.

Nun müßte hier die Rede sein von einem Marktsingen in Aurich, von einer Küstenfahrt über Jever und Wittmund nach Neuharlingersiel; aber dieses grüne Deichland mit seinen Wurten und Wehrkirchen, mit dem schwarzweißen Vieh auf den Marschwiesen kann man nicht in einem Atemzug nennen mit dem grauen Watt und den verschlammten Prielen.

Als wäre die Sonne wie ein Stück Himmel auf die Erde gefallen, so goldgelb glänzten die Rapsfelder, und ein herber, salziger Wind wehte vom Meer her. Fischerflotten lagen still vor dem Deich. In blauen Wollsweatern standen die Männer am Siel, schoben die Pfeife in den Mundwinkel und sprachen von der neuen Ausfahrt.

Wimpel wehten an den Masten; allerlei spaßige Namen prangten am Bug: „Krake" und „Frauke", oder „Lütje Hannes" und „Frisia". Sie trugen ein Zeichen ihrer Heimat mit hinaus auf das Meer, den Namen einer Frau oder sonst etwas, das ihnen lieb war, als hinge ihr Leben daran. Die schmale, grüne Insel schwamm vor der Küste wie ein Fetzen Land, den die Nordsee dem Heimatboden entrissen hatte.

Tjark Volkerts Fischerkutter sollte uns hinüberbringen. Der

Wind ging durch die Prielen und peitschte weißen Gischt an den Bug. Herb und grau war das Watt, ein grenzenlos sich spiegelnder Raum. Mit knarrenden Trantiefeln stand Tjark Volkerts und vertäute die Segel. Eine gute Lebensfroheit war in seinem Wesen, etwas Unbesiegbares und eine geruhsame Kargheit... Der Nebel hing noch in den Prielen; kühl und blau hob sich der Himmel aus den Wolken. Wie Bäume ohne Laub standen die Masten im Wind. Weiße, flatternde Wolkenfahnen hingen vor der Sonne. Steinbuhnen hatten die Menschen weit ins Watt hineingebaut, an die die Wellen sich heranjagten und schäumend brachen. Seichte Priele zerrissen die Sandbänke, vor denen Tjark Volkerts sich hütete. Der Wind zerrte in den Segeln, und man mußte sich mächtig gegen ihn stemmen; von dem sprühenden Gischt hatte man einen Salzgeschmack auf den Lippen.

Ein ganzes Stück mußten wir zu Fuß durchs seichte Watt, Tjark Volkerts voran, hochgekrempelt und mit vollgeladenem, hochrädrigem Handkarren, auf dem unsere Affen lagen. Tang und Pfahlmuscheln unter den Füßen fanden wir langsam das Trockene. Tjark kannte den Weg; es war ohnehin bald Ebbe, und er mußte seine Zeit abwarten. Blaugrün und dunkelbraun wie verlassener Meerboden lag die Insel vor uns. Möwen flogen schwankend, kreischend an uns vorbei; Strandläufer saßen im Dünenhafer und schliefen noch.

Tief eingeschnitten war die Bucht; ewig nagten Sturm und Regen an dem schmalen Inselstreifen. Feine Wellen hatte der Wind auf die Sanddünen gemalt und die kleinen Spuren der schnellen Strandläufer verweht. In den Wattwiesen weideten Schafe, in allen Gräben blühte die Salzsegge und das hohe Schilf. Blau von Strandflieder und Nelken leuchteten die saftigen Wiesen.

Flachsköpfige Fischerkinder liefen uns in den Weg. Wir sahen den Männern zu beim Netzeflicken. Vor den Klinkerwänden waren die braunen Netze zum Trocknen aufgehängt. Tjark stand dabei und sah den Jungen auf die Finger beim Knoten; nachher schnitzte er aus dem Kork ein kleines Schiff und riß aus dem Taschentuch ein winziges Segel zurecht, das schenkte er uns, damit wir ihn nicht vergessen sollten.

Später saßen wir bis spät in die Nacht hinein in der Dönze, tranken frieſiſchen Tee und steckten die Beine beizeiten unter die Decken, als draußen der Wind durch die Buhnen wehte. Kiebitzrufe weckten uns morgens auf und meldeten den Leuten, daß der Tag schon junge Beine hatte. „Dann kann das ja man losgehen", reckten wir uns aus den Federn. Aber die Fischer wollten uns nicht mitnehmen; sie setzten uns dreikantig an die Luft, und wir mußten über die Wattwiesen allein zurück. „Nehmt's so hin, wie es kommt?" rief Volkerts uns nach, „wir sind

Er sagte, nachts flöge die Sturmschwalbe zum Strand und kreiste über der Brandung, bis hinaus zur hellen Lichtkugel des Leuchtfeuers, und sie käme erst beim Morgengrauen zurück. Er meinte, sie könne vor Sehnsucht nicht ruhig werden und spüre immer den Tod auf den Fersen.

Antje konnte das nicht begreifen und lief allein zum Loog. Sie hörte die Sturmschwalbe singen und fand sie endlich unter der schimmernden Stranddistel, und ihre Hände zitterten, als sie den kleinen Vogel hielten. Das Herz pochte so laut, als schlüge es gegen ihr eigenes; dann dachte sie, daß es Angst und Furcht wäre, weil es immer schneller schlug und ließ die Flügel los. Da stieg die Sturmschwalbe vor ihr in den Himmel, mit ausgebreiteten Flügeln, als ließe sie sich vom Wind steil aufwärts tragen gegen die Sonne und sang dabei so hell, stieg immer höher und höher, sang sich tot und fiel mit gebrochenen Flügeln ins Gras. Antje brachte einen toten Vogel mit heim und ist seitdem nie wieder allein zum Loog gegangen . . . Smutje hat sie von oben herab behandelt und sie ein dummes Mädchen genannt.

Tjark Volkerts hat es anders erklärt, und wir sind mit ihm einen ganzen Tag draußen gewesen auf der Vogelinsel Memmert, und erst bei der nächsten Ebbe wieder heimgekehrt. Er zeigte uns das Leben der Vögel, so wie es wirklich verläuft und kannte von jedem Strandläufer eine Geschichte, von jeder Möwe konnte er ein Lebensbuch schreiben. Wie oft begegneten sie ihm da draußen, wenn er allein war mit seiner eigenen Kraft, und wie oft hatten sie ihn um einen Brocken Brot angebettelt, oder wie oft hatten sie Furcht und Bedrängnis miteinander geteilt, wenn ein Wetter sie verschlagen wollte und Flügel und Segel zu brechen drohte.

Antje war nicht mehr von ihm wegzubringen, und es war gut, daß Tjark neben seiner Fischerei ein Herz hatte für große und kleine Kinder, denn einer mußte es ihnen doch sagen, damit solche Dummheiten nicht vorkamen. Anne Hausen.

ja keine Goldfasanen und können bei der harten Arbeit besser allein unsern Mann stehen", und damit hatte er wiederum recht.

Smutje, der Fischerjunge, kannte eine ganz besonders schöne Düne, zu der wollte er heute mit uns hin. Hinter der grünen Bucht am Loog hatte eine Sturmschwalbe ihr Nest gebaut; der lichte Sommer hatte sie hierhin gelockt, so daß sie die tosende Brandung vergaß und vor lauter Liebe nicht in den Schlaf kam. Antje sah sie zwischen dem Hafergras sich wiegen und war nun nicht mehr von ihrem Nest wegzubringen . . . Smutje hatte die Sturmschwalbe singen gehört, vom großen Meer, von den Schiffen, die helle, lichte Fahnen am Bug aufgesteckt hatten, und von fremden, schönen Ländern.

Handwerk aus aller Welt

Eine Ausstellung für uns alle

Es gibt kein „modernes" Handwerk, und wer von uns etwa meinte, daß die Wiederentdeckung des Handwerklichen sozusagen der „letzte Schrei" sei und eben die Mode unserer Tage, die in ein paar Jahren vielleicht durch eine andere abgelöst werden könne, der wird durch die Internationale Handwerksausstellung in Berlin schnell eines Besseren belehrt. Denn dort erfährt er — und zwar zum Erstaunen auch der Klügeren —, daß vor hundert, vor zweihundert, ja vor zweitausend Jahren unser deutsches Handwerk Formen erfand und prägte, die wir heute nicht nur als schön empfinden, sondern die wir in ihrem sicheren Formgefühl und in der sauberen Ausarbeitung noch längst nicht wieder erreicht haben. Zwar haben wir eine Reihe hervorragender Kunsthandwerker, aber es sind doch immer noch einzelne, die ihre Leistungen mit denen früherer Zeiten vergleichen dürfen. Und noch ein zweites lernen wir aus dieser Ausstellung: daß es ein typisch deutsches Handwerk gibt. Im Vergleich mit den Kostbarkeiten ausländischer Handwerkskunst lernen wir das eigene erst recht schätzen. Wir haben alle Veranlassung, auf das, was unser deutsches Handwerk leistet, stolz zu sein. Nicht in allen Staaten ist schon eine so weitgehende Rückbesinnung auf das Echte erfolgt, manche andere Staaten haben aber auch eine solche Rückbesinnung nicht nötig. Aber auch mit diesen wenigen kann sich das deutsche Handwerk messen. Wieder einmal konnten wir mit Stolz durch eine Ausstellung gehen.

Bei der umfangreichen internationalen Beteiligung an der Ausstellung ist uns ein Vergleich ja leicht gemacht: neben der Leistungsübersicht der großen europäischen Staaten finden wir auch typische Beiträge beispielsweise aus Bolivien und Ägypten. Bei der Wertung dieser ausländischen Handwerkskunst dürfen wir aber nicht das voreilig als „geschmacklos" bezeichnen, was uns nicht gefällt. Wohl dürfen und müssen wir feststellen, daß vieles unserem Geschmack nicht entspricht, d. h. unserer Art nicht gemäß ist, aber was uns fremd ist, dürfen wir nicht, wie es allzu leicht geschieht, allein der Fremdheit wegen „ablehnen". Wenn beispielsweise der Chinese seine Kästen mit zierlicher Lackmalerei verschönt, so haben wir das anzuerkennen, weil es eben chinesischem Wesen entspricht. Unsere Kritik darf erst dann einsetzen, wenn ersichtlich die Qualität Schwächen aufweist, etwa, wenn Holz offensichtlich falsch behandelt wurde, nicht „werkgerecht", wie wir es nennen.

Da war z. B. in der Ausstellung ein Schlafzimmer zu sehen, ausgestellt von einer großen demokratischen Macht, die sich auf ihr „internationales" Wesen viel zugute tut. Zum Wesen dieses Landes mag es also gehören, daß es im Grunde kein eigenes, sondern eben ein internationales Wesen an den Tag legt. Das haben wir hinzunehmen, ebenso wie allerlei geschickte Raffinessen in Beleuchtung und Farben. Zweierlei aber fordert unseren handwerklich geschulten Instinkt heraus: Erstens die Holzbehandlung, die kostbare Bretter wie Blech biegt und verarbeitet und viel Stückwerk aneinanderleimt, das mehr Schein als Sein darstellt. Zweitens stutzen wir mit Recht bei dem, was als „Aufmachung" dem Ganzen die Stimmung geben soll, nämlich papierne Sternchen, die in Schleier geklebt sind oder auch andere Dinge, deren Lebensdauer mit einem halben Jahr hoch berechnet ist.

Echte Handwerkskunst dagegen — und das ist ein sehr guter Maßstab —, läßt sich an Enkel und Urenkel vererben, und zwar nicht nur, weil sie solide gebaut ist, sondern vor allem auch, weil die Formen des echten Handwerks unvergänglich sind. Wir sahen eine goldene Halskette aus dem Mittelalter, die uns in ihren Formen so „modern" anmutet, daß sie ein Meisterstück aus dem Jahre 1938 sein könnte.

Das lernen wir in der kostbarsten Abteilung dieser Ausstellung, in der „Kulturhistorischen Schau". Unwillkürlich schaut man immer wieder auf die kleinen Katalogschildchen, weil man es gar nicht glauben will, daß einzelne Gegenstände, Krüge oder Geräte tatsächlich tausend oder hundert Jahre alt sein sollen. Wir begreifen, daß Handwerkskunst eben mit der Kraft eines Volkes, wie die Sprache, da ist, und in ihren Grundelementen im rassischen Charakter des Volkes seit Urzeiten unabänderlich verankert ist. Was unser Volk vor zweitausend Jahren als „schön" empfand, empfindet es auch heute ebenso noch als schön.

Die Mädel interessiert dann vor allem der im Original vorliegende kostbare Schmuck der Kaiserin Gisela. Im 11. Jahr-

Ein estnisches Mädchen begrüßt Ministerpräsident Generalfeldmarschall Hermann Göring

Schweizer Stickerin aus Appenzell, Geigenbauer aus Mittenwald und bulgarische Schnitzerin auf der Internationalen Handwerksschau

hundert wurde er mit seinem zierlichen Filigran, seinen bunten Einlagen und flammenden Steinen geschaffen. Auch in vielen anderen Kojen ist Geschmeide aus dem Mittelalter ausgestellt, an den sagenhaften Nibelungenschatz erinnernd. Bei der Schmuckgestaltung wird der Handwerker zuerst zum Künstler.

Aber wir haben gar keine Zeit, uns mit solchen Betrachtungen aufzuhalten. Man kann buchstäblich tagelang in den Hallen sich satt sehen. Deshalb sei von der kulturhistorischen Schau nur noch berichtet, daß sie insbesondere die traditionsgebundene Entwicklung des deutschen Handwerks beweist, darüber hinaus aber auch allen Ländern Raum gibt, aus der Geschichte ihres Handwerks etwas zu zeigen. Herrliche Silberschmiedearbeiten des „klassischen Altertums", vor allem die dunkelroten römischen Töpfereien, dann uraltes, zartes Porzellan aus China, Kästen und Geräte aus Japan, die häufig erst nach jahrzehntelanger, mühevoller Kleinarbeit vollendet werden konnten. Altindianische Goldschmiedekunst, Teppiche aus dem Orient, „Ton"-Kunstwerke Babylons, und schließlich das älteste Bett der Welt in der ägyptischen Abteilung — eine Fülle, die uns fast erdrückt.

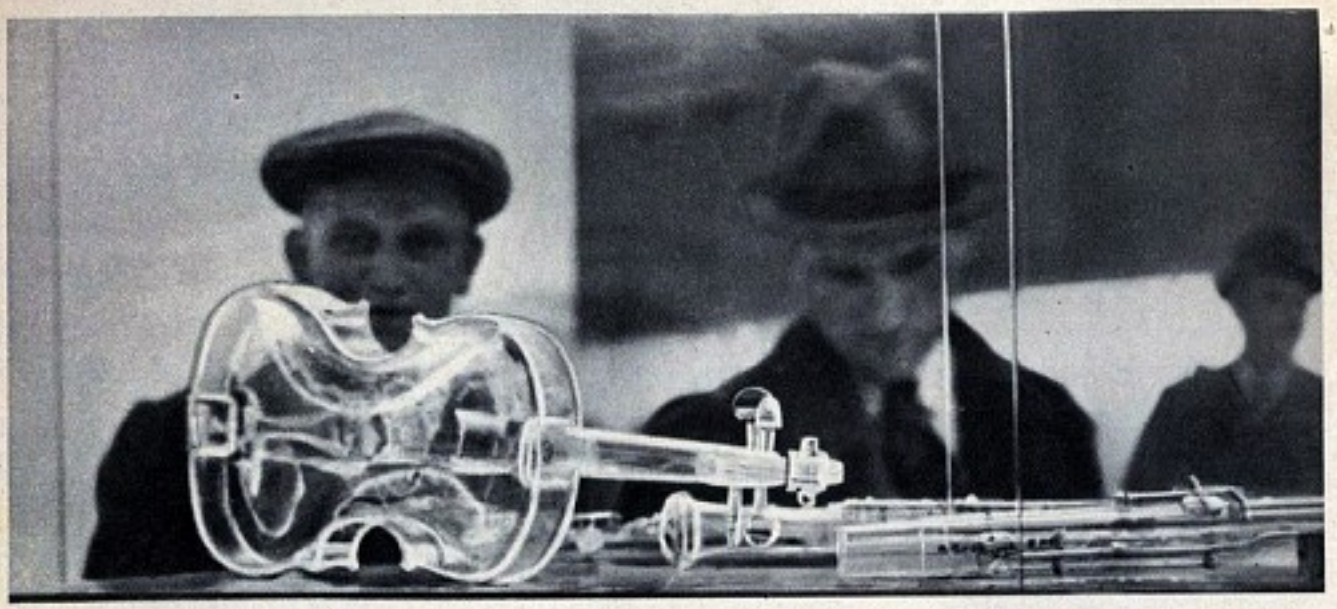
Erst jetzt können wir, wenn wir diese verpflichtenden Leistungen der Vergangenheit kennen, die schöpferische Gegenwart richtig werten. Wir wandern durch die Länderschau — und wandern damit durch die besten Werkstätten der ganzen Welt. Denn nicht wie in Museen sind nur die Dinge ausgestellt, nein, man sieht die Menschen bei der Arbeit. Ungarische Handschuhmacher, sudetendeutsche Glasschleifer, polnische Sattler und Holzschnitzer — allen könnte man stundenlang bei ihrer meisterlichen Arbeit zusehen. Sehr viele Frauen und Mädel sieht man auch bei der Arbeit. Das ist kein Wunder, denn die Frau hat mit ihrem traditions-

Oben: Finnische Weberinnen zeigen ihre Kunst am Webstuhl. Links nebenstehend: Wie Meißener Porzellan entsteht — das sehen wir hier auf der Handwerksschau

bewußteren Denken immer die alten Sitten und handwerklichen Überlieferungen eher aufbewahrt als der häufig „praktische" Mann.

Insbesondere ist ja auch die alte Handwerkskultur meist auf dem Dorfe erhalten geblieben, und hier ist es die Bäuerin, die im Hause für Kleidung und Hausrat zu sorgen hat.

Das Entzücken aller Besucherinnen bilden vor allem die verschiedenen Stickereien, — an der Spitze die farben- und formenfreudige bulgarische Stickerei, die am wirksamsten auf weißes Leinen ihre Künste zaubert. Nicht weniger interessant ist die arbeitende Werkstätte einer



Lyoner Seidenweberei oder gar die Werkstatt einer Brüsseler Spitzen-Manufaktur.

Geschickte weibliche Hände finden wir auch vielfach an Webstühlen. Die Dänen, Griechen und Rumänen z. B. vertreten dieses Handwerk, vor allem aber Lettland, wo das Weben die ureigene Volkskunst ist.

Aus der Zeit der Völkerwanderung sind noch Formen alter lettischer Webkunst — auch Spitzen mit eingeflochtenen Bronzespiralen und Fayenceperlen — erhalten.

Lettische Spezialität sind z. B. weiße, spitzen- oder durchbruchartige Leinengewebe, die wie gestickt aussehen. Eine Spitzenklöppelei mit erfindungsreichen Mustern zeigen auch unsere südslawischen Nachbarn.

Handarbeiten geradezu mittelalterlichen Charakters zeigt das traditionsreiche England — doch selbst eine Aufzählung all dieser Herrlichkeiten ist unmöglich.

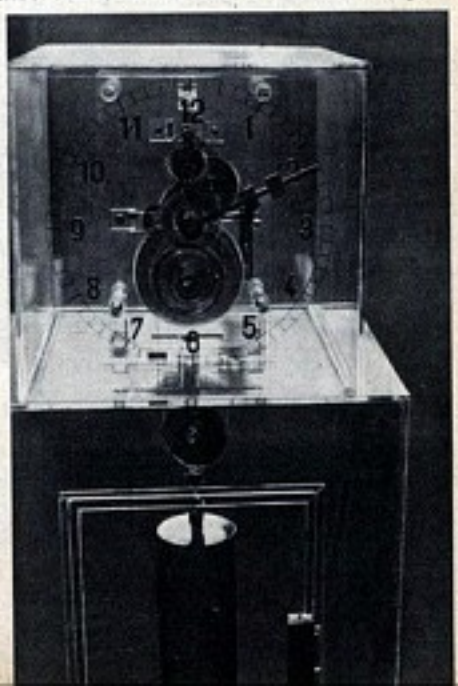
Einen Hinweis verdient aber auf jeden Fall noch die japanische Schau, weil hier wie selten sonst auch die Gegenstände des täglichen Bedarfs wirklich formvollendete und schöne Schmuckstücke sind, vom kleinen Körbchen bis zum Porzellan.

Hier finden wir das, was auch wir wieder im Handwerk erreichen wollen: daß das Schöne vor allem im Hausrat zum selbstverständlichen Bedürfnis wird, nicht den „Vornehmen" vorbehalten, sondern vom ganzen Volk gefordert und gebraucht.

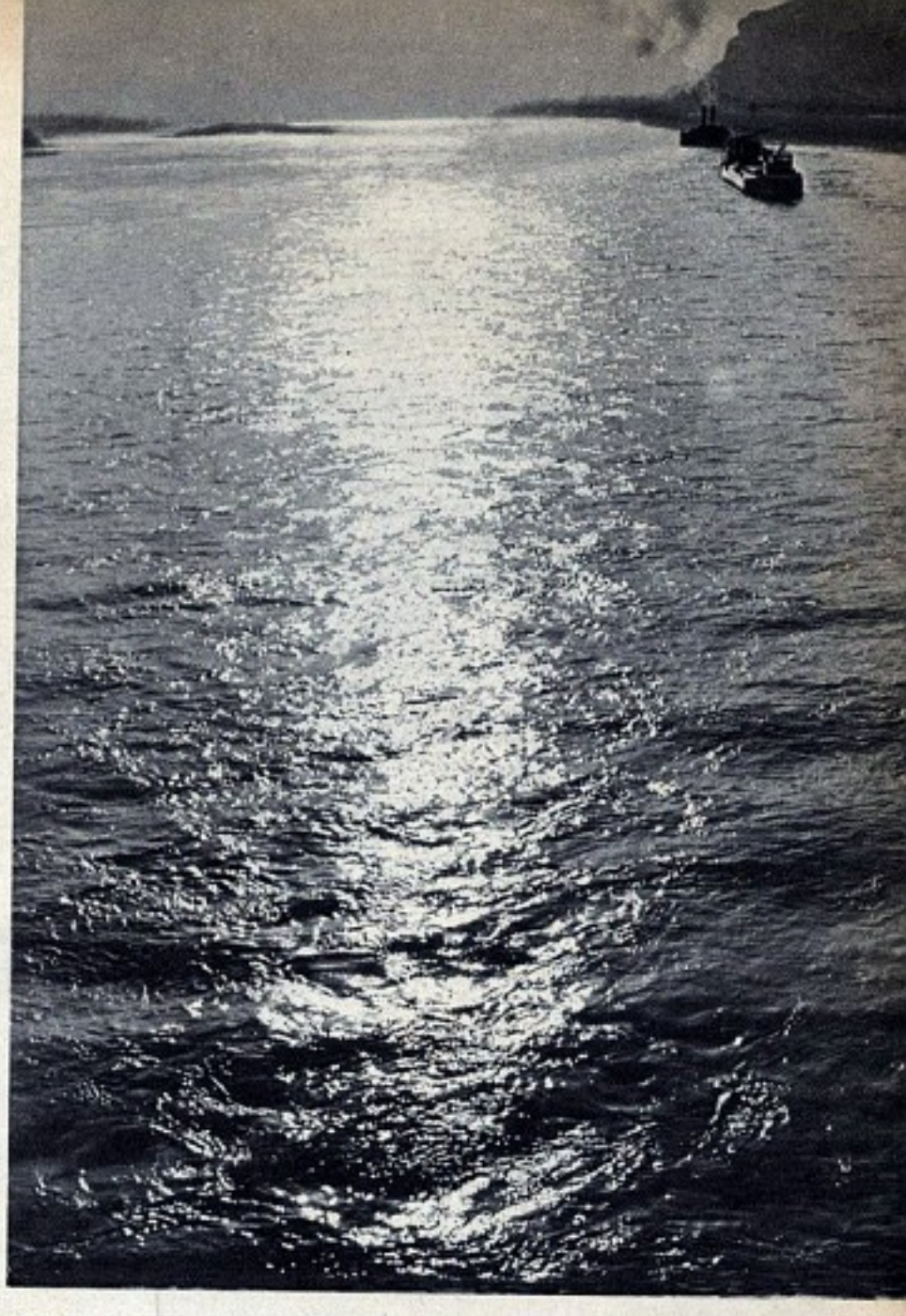
Friedr. W. Hymmen.

Oben: Eine Geige aus Glas, ein vielbewundertes deutsches Schaustück
Unten: Kostbare chinesische Vasen

Italienische Silberarbeiten, schmiedeeisernes Gitter aus Ungarn und als deutsches Meisterstück eine Uhr aus Plexiglas



Rechts: Leuchtende Donau - gesehen von Mautern in Nieder-Österreich — Unten: Kleiner Gebirgssee der deutschen Ostmark



Quer durch die 7 neuen Obergaue unserer Ostmark

Eine Fahrt mit der BDM.-Reichsreferentin Jutta Rüdiger durch die sieben neuen Obergaue der Ostmark gab uns Gelegenheit, Einblick in die stetig voranschreitende Aufbauarbeit der Hitler-Jugend zu nehmen.

In den wesentlichsten Städten der sieben neuen Obergaue der Ostmark wurden die ersten großen Mädelappelle und Führerinnenringe vor der BDM.-Reichsreferentin, Jutta Rüdiger, durchgeführt. Gemeinsam mit der Mädelreferentin der Befehlsstelle Südost der Reichsjugendführung, Obergauführerin Herta Stumfohl — der langjährigen Führerin des illegalen österreichischen BDM. — besuchte Jutta Rüdiger die Dienststellen der neuen Obergaue; am Nachmittag und Abend sprach sie dann jeweils zu den Mädeln und Führerinnen.

So führte u. a. der Untergau Vorarlberg bei Dornbirn auf einem seiner in den Bergen gelegenen illegalen Feierplätze, der den Blick weit hinein in das Altreich freigibt, eine eindrucksvolle Feierstunde durch. In Salzburg sprach die BDM.-Reichsreferentin im Mozarteum vor über 1000 Mädeln und Führerinnen über die Aufgaben der nationalsozialistischen Mädelerziehung, in Linz vor über 1500 Mädeln und Führerinnen. In St. Pölten waren die BDM.- und JM.-Untergauführerinnen des Obergaues Niederdonau zu einer Arbeitstagung vereint; während der Wiener BDM. mit 3000 Mädeln und Führerinnen im großen Konzerthaussaal eine Feierstunde von ganz besonderer Eindringlichkeit gestaltete, in deren Mittelpunkt die Worte der Reichsreferentin standen.

Neben diesen großen Veranstaltungen, die ihren Abschluß in Graz und Klagenfurt fanden, gaben Heimabende, Laien- und Märchenspiele, musikalisch ausgestaltete Stunden und ein großes Jungmädelsingen am Grazer Schloßberg einen guten Einblick in das vielseitig entwickelte kulturelle Leben der Ostmarkmädel.

Besprechungen mit den Abteilungsleiterinnen der verschiedenen Obergaue ergaben, in welch starkem Maße die einzelnen Arbeitsgebiete aufgegriffen worden sind. So eröffnet der Obergau Tirol in Kürze in Hatningen in einem Jugendheim während der Sommermonate ständig laufende Schulungskurse für je 150 Ring-, Gruppen- und Scharführerinnen.

Je vierzig Tiroler Führerinnen werden außerdem in einer Schule in Rotholz, die von der Landesbauernschaft dem BDM. über den Sommer zur Verfügung gestellt wurde, geschult.

Frohes Leben herrscht auch in dem alten Schloß Tantalier bei Radstadt in Salzburg, das der BDM. der Ostmark

ebenfalls für Schulungszwecke erhielt. Hier werden je 100 Mädel aus allen sieben Obergauen der Ostmark auf ihre Führerinnentätigkeit vorbereitet. Die laufende Schulung in Wochenendkursen hat nunmehr auch eingesetzt; diese Kurse dienen in erster Linie der praktischen Ausrichtung; Sport, Singen und Werkarbeit stehen im Vordergrund dieser Schulung.

Gemeinsame Dorfabende oder ein gemeinsam durchgeführtes frohes Dorfsingen bringen in diesen Wochenendlehrgängen auch hier die Mädel, wie im Altreich, mit der Dorfbevölkerung zusammen.

In gleichem Maße wird auch das Gebiet der gesundheitlichen Betreuung aufgebaut. So wurden bereits rund 140 000 Jungen und Mädel von HJ.-Ärzten und BDM.-Ärztinnen untersucht und von der NSV. zur Erholung ins Altreich geschickt. Schon heute ist durchweg in jedem der neuen Untergaue eine Ärztin tätig. Sie haben zu einem großen Teil schon während der illegalen Zeit im BDM. gearbeitet. Nun ist die Arbeit in verstärktem Maße aufgegriffen worden. So laufen u. a. in jedem Untergau Gesundheitsdienstkurse. Je 10 Mädel eines Untergaues werden eingehend von einer BDM.-Ärztin geschult; sie sollen darüber hinaus zusätzlich kurze Zeit in einem Krankenhaus und vor allem auch in der NSV.-Arbeit tätig sein. Schon heute ist die Gewähr gegeben, daß, genau wie im Altreich, jedes Lager und jede Fahrt gesundheitlich betreut werden.

Auf allen Gebieten der nationalsozialistischen Mädelarbeit wird somit unablässig geschafft. Ziel dieser Arbeit ist, jene Disziplin, jenen Glauben und jene Einsatzfreude, die die Mädel des illegalen BDM. in den langen Jahren des Kampfes kennzeichneten, auf die gesamte heranwachsende Mädelgeneration zu übertragen. Die Ostmark ist auf dem besten Wege dazu; das zeigte diese Fahrt mit der Reichsreferentin durch die sieben neuen Obergaue des BDM.

Hilde Munske.

Oben: Schneebedeckte Gipfel ragen hoch über blühenden Bergwiesen — Unten: Blick auf das schöne alte Salzburg

Rund um den PELOPONNES

Zwei schwarzgelbe Papierfetzchen bekommen wir auf unseren Koffer geklebt, Hotel „Arkadia" steht darauf, als wir in aller Herrgottsfrühe von Tripolis aus mit dem Zug nach Argos und Tiryns fahren wollen. Auf den lehmigen Straßen rumpeln hochbeladene, zweirädrige Karren, und die kleinen grauen Esel werden von buntgekleideten Bauern angetrieben. Schon früh am Morgen wimmelt es weit und breit von Menschen, denn die Glut der Mittagssonne läßt es nicht zu, daß die Arbeit bis in die Mitte des Tages hineingezogen wird.

Gerade um diese Zeit steigen wir in Tiryns, einem kleinen Fleckchen, aus dem Zug. Drei Männer mit Körben und Säcken stehen mit uns auf dem Bahnsteig, dann zerstreuen sich auch diese, wir müssen unseren Weg zur alten Burg der Kyklopen allein finden. Ueber die Felsbrocken hinweg kommen wir durch dunkle Gänge, die durch rohe Marmorblöcke gebildet werden — in ihrem Spitzbogencharakter gleichsam an deutsche Dome erinnernd —, stehen schließlich auf dem Altarplatz und suchen die einzelnen Grundmauern der Frauengemächer, der Vorhallen und Höfe an Hand unseres Planes.

„Posso cani" — was kostet das?

Als wir, von Tiryns kommend, wieder Argos erreichen, nehmen wir uns Zeit, das kleine, bunte Städtchen zu besehen. Es ist Markt, wir haben den Eindruck, als sei die ganze Umgebung, der halbe Peloponnes, hier zusammengekommen, so aufgeregt, so eifrig sind die Menschen hier.

Ueber den Gemüsemarkt, dessen Geschäfte sich gleichfalls auf der Erde abspielen, kommen wir wieder nach dem Stoffmarkt. Bauern in blauweißkarierten Hemden und Bäuerinnen, von hellen Kopftüchern gegen die grelle Sonne geschützt, drängen sich herbei, und auch wir wagen uns einmal an einen der Händler heran. „Posso cani" — was kostet das? — fragen wir — und schon rollen sich lila, grüne, rote und rosaschimmernde Ballen auf, ein Schwall von Worten überschüttet uns. Jetzt aber schnell zurück, sonst sind wir bald von all den puddingfarbenen Stoffen eingehüllt!

Nur die beiden Worte „posso cani" sind das Signal für die eifrigen Leute, ihre Ware auf alle Fälle — und besonders dem Ausländer — aufzuschwätzen. Wir wollten ja nur in deutsches Geld umrechnen, was etwa dieser Stoff kostet. Wir haben es vor Übereifrigkeit und Geschrei der Händler nicht erfahren.

„Nero" — Wasser, Wasser

Am frühen Nachmittag kommen wir in Mykenä an und starten sogleich nach Heräon, einer alten griechischen Ruine in der Nähe.

Weit ist der Weg über kleine Berge hinweg, über ausgespülte trockene Rinnsale und an verlassenen Gehöften vorbei. Ab und zu werfen wir einen Blick auf die Karte, schauen rechts und links, schütteln die Köpfe und wundern uns, daß wir nach beinahe zwei Stunden noch immer nicht am Ziele sind. Wir können Heräon nicht finden!

Die Sonne verbirgt sich hinter schwarzen, dicken Wolken und schickt nur hier und da dunstige Strahlen, so daß die Burg Argos wie eine Erscheinung in der Ferne leuchtet. Da steigt hinter einem kleinen Hügel wieder eine ärmliche Behausung auf. — Die Menschen dort können uns helfen, hoffen wir, vergessen unseren Durst

für kurze Zeit und legen einen Schritt zu. Kaum sind wir aber in der Nähe des Gehöftes, stieben alle Hühner mit Lärm auseinander, verstreuen sich halb fliegend, halb laufend in den Felsen, so daß uns ganz angst und bange um sie wird. Im Haus aber bleibt alles still. Da klopfen wir an die rohgezimmerte Türe, drücken die Klinke nieder und treten ein in den schummerigen, niedrigen Raum. Es ist niemand da.

Wir treten zurück, setzen uns draußen auf die Steine und merken, daß der Durst mit Macht zurückkehrt. Allmählich kommen auch die Hühner vorsichtig und leise vor sich hingackernd wieder. Das ärmliche Haus, die Einöde, das nicht zu findende Heräon, das kommt uns alles so unwahrscheinlich vor; nur der Durst erinnert uns gehässig an die Wirklichkeit.

Kommt da nicht ein Esel über den Hügel? Richtig, und gleich hinterher ein Maultier mit einer stolzen, verhüllten Reiterin. Die Tiere trippeln auf dem Pfad zum Hause zu. So werden wir Wasser bekommen . . . Kurze Zeit darauf steigt eine alte, hochgewachsene Frau mit graublauen Augen vom Maultier. Sie betrachtet uns aufmerksam, geht dann zu ihren Tieren und versorgt sie mit Wasser. Sein Plätschern in die hölzernen Tröge ist für uns Musik, Wasser.

„Nero, nero!" sagen wir. Die Alte lächelt ein wenig, redet vor sich hin und bringt dann einen braunen tönernen Becher aus dem Haus. Er hat keinen Henkel und ist oben am Rand schon abgeschlagen, das zeigt sie uns, redet unverständliche Worte und sieht ganz traurig dabei aus. Wir aber lachen, nehmen das kühle Töpfchen in beide Hände und trinken. Da lacht sie auch mit, weil sie sieht, wie es uns trotzdem schmeckt.

Nun aber kommt die Hauptsache, Heräon. Mit Händen und Füßen reden wir, malen auf den Boden und blättern in unserem Buch herum, um passende Ausdrücke zu finden. — Alles vergeblich. Die Alte meint wohl, wir hören schwer, weil wir sie gar nicht verstehen können, und sie schreit uns in die Ohren.

Aber es wird trotzdem nichts, wahrscheinlich spricht sie Dialekt. Einmal weist sie uns den Weg zurück, einmal den Berg hinauf und ein andermal hinüber nach Argos. Da müssen wir lachen, drücken ihr die Hand und bedanken uns schön — und geben im Innern die Suche nach Heräon auf. —

Unser Wirt in Mykenä, mit dem wir uns gut auf Englisch unterhalten können, erklärt uns dann, daß wir sicher dicht an den Trümmern von Heräon vorbeigegangen sind und es nur nicht finden konnten, weil es sich so wenig von seiner Umgebung abhebt.

Honig für euren Führer

Wir waren den ganzen Vormittag durch die alte Königsburg in Mykenä gegangen, hatten uns von einem Führer, der ein wenig deutsch und englisch sprach, die ausgetretenen Stufen

Der Gemeindevorsteher, der gleichzeitig ein Tabakhändler ist, erzählte uns begeistert vom neuen Deutschland

hinunter nach einer Zisterne führen lassen und konnten nicht genug bekommen, die riesigen Steine des Löwentores und der wuchtigen Mauern zu betrachten.

Am Nachmittag soll uns der Zug wieder zurück nach Athen bringen. So gehen wir noch einmal nach Mykenä, an seinen breiten Brunnen vorbei, in deren Rand von starken Seilen tiefe Rillen gewetzt sind und werfen ab und zu einen Blick in die kleinen Höfe. Manchmal stehen dort junge Esel und blinzeln trübselig vor sich hin.

Ein würziger Duft nach frischem Tabak steigt uns plötzlich in die Nase. Wir gehen die schmale Straße weiter und sehen in einen Hof hinein, in dem Männer mit hochgekrempelten Ärmeln, Frauen mit braunen Kopftüchern und viele Kinder mit großen braunen Blättern hin und her eilen.

Das müssen wir uns natürlich von nahem betrachten. Sie legen fein säuberlich die Päckchen Tabak, die an langen Stangen aufgereiht sind, in große Pressen.

Ueberall stehen Blöcke des goldbraunen Krautes, manche schon in grobes Leinen genäht. Wir dürfen uns alles genau betrachten.

Plötzlich strahlt der, der gewissermaßen das Kommando über den ganzen Betrieb hier hat, ein schlanker, braungebrannter Mann mit hellbraunen Augen. „Germania?" fragt er uns. Wir antworten: „Nä, nä", das heißt „ja, ja."

Da müssen wir in die Stube des, wie wir bald merken, Gemeindevorstandes, müssen uns die vielen Pakete Tabak ansehen und die Briefe und Karten aus Deutschland.

Dann erzählt er uns von Göring und Goebbels, natürlich im Kauderwelsch.

„Hier in mein Haus sein!" sagt er, „Tabak kaufen. Göring in Mykenä. Ich haben Honig für euren Führer nach Germania. Wir Deutschland Tabak, Deutschland uns Kanones, bumm."

Mitten im Dorf stehen die Brunnen, breit und rund, so daß viele auf einmal, Mensch und Tier, den Durst löschen können

Wir müssen mit ihm lachen und dürfen uns alle Schreiben ansehen — die er vorsichtig aus seinen Mappen zieht, und die wir leider nicht lesen können, weil sie griechisch geschrieben sind. Er aber liest sie uns laut und schallend vor, uns gleichzeitig erklärend, daß er schreiben und lesen kann.

„Grüßen Sie Göring und Goebbels, grüßen Sie den Führer!" ruft er uns noch nach, als wir nach herzlichem Abschied das Haus verlassen. — So erlebten wir fast jeden Tag unten in Griechenland, in den entlegensten Orten des Peloponnes, irgendwie Deutschland.

Ein sächsischer Grieche

Der Zug ist wirklich und wahrhaftig zum Überlaufen voll. Wir stehen auf den Trittbrettern, sogar auf den schmalen Verbindungsstegen zwischen den einzelnen Wagen sitzen Menschen. Dicht neben uns kauern zwei Bettler, betrachten uns hämisch von unten und rücken kein Millimeter zur Seite, wenn ein anderer vorbei will. Mit dem nächsten Schwung einsteigender Menschen werden wir in das Innere des Wagens gequetscht.

Da stehen wir nun, den Koffer dicht neben uns, denn in diesem Gedränge muß man selbst die Augen aufhalten!

„Germania?" fragt mich da einer neben mir. „Nä." — „Ja." — „Ach, Germania", und dabei macht er mit den Händen eine weite Bewegung. „Nürnberg, Berlin, Chamburg", er will uns zeigen, daß er etwas weiß, und vor allem will er sich mit uns unterhalten.

Da ziehe ich ein Stück Papier aus der Tasche und male Deutschland auf. Dann werden die Städte eingezeichnet und die Flüsse, die unser Nachbar kennt, und alles ringsum beugt sich nieder und hört zu. Er aber ist stolz, daß er sich durch Malen und Schreiben mit uns „unterhalten" kann.

Kurz vor Korinth können wir uns schließlich müde auf ein Stückchen Bank setzen. Schon aber fängt neben uns wieder einer an, diesmal deutsch, zu reden. Wir stutzen. Spricht der nicht sächsisch? Und schließlich müssen wir lachend feststellen, daß der Grieche neben uns lange Zeit in Dresden gewohnt hat, noch dazu auf der Strehlener Straße, eben da, wo unser Obergau ist.

„Ja, damals war es schön in Dresden, das war 1923. Da hatten wir viel Geld, man konnte viel verdienen, wenn man gut handelte — und uns Ausländern liefen die Mädchen nach. Ist das wohl jetzt auch noch so?"

Ja, damals — und es wird uns plötzlich klar, wie Frauen und Mädchen in Deutschland zu dieser Zeit vergaßen, daß sie Deutsche waren. „Nein", müssen wir ihm erklären, „von damals bis heute hat Deutschland einen gewaltigen Sprung gemacht."

„Das glaube ich, man hört viel von Ihrem Führer und von den Knaben und Mädchen. Ich werde mir das neue Deutschland ansehen." „Ja, tun Sie das, das ist das beste!"

Wir wissen, daß wir heute das Reich mit gutem Gewissen allen Ausländern zeigen können und keiner von ihnen wieder in sein Land zurückkehrt ohne tiefste Bewunderung — auch wenn er es nach außen nicht zeigt.

Hilde Breitfeld, Obergau Sachsen.

Das obere Foto zeigt das Löwentor, den Eingang zur Burg Mykenä.
Unteres Bild: Eingang zum Grab des Agamemnon in Mykenä

Von den höchsten Mauern der Königsburg in Mykenä blickt man hinunter auf die weitausladenden Gemäuer

Unentwegt müssen wir sein im Dienst für unsere Sache und nie ermüden, wenn unser Einsatz oder unsere Einsatzbereitschaft gebraucht werden! Keine löst sich heraus aus der Reihe der anderen, gemeinsam wagen wir und gemeinsam stoßen wir vor; als geschlossene Gemeinschaft stehen wir unlöslich zusammen in Fahrtenfreude und ernster Feierstunde. Wir sind stark in der Kameradschaft zueinander und gläubig im Dienst für Volk und Führer.

Aus: „Wir folgen". Jahrbuch der Jungmädel 1938

Magd Irene und Magd Gisel

Die Irene und die Gisel Göpfer, die beiden Schwestern, waren die Dümmsten in der JM.-Schaft. Sie hatten blasse Gesichter, waren hochaufgeschossen und immer, beim Sport und beim Heimnachmittag, schrecklich quirlig.

„Sitzt doch still, seid nicht so nervös!" Die Ruth hatte immer Sorgen und überlegte, wie die beiden wohl einmal richtig herauskönnten aus der Großstadt, irgendwohin aufs Dorf. Sie hätten ja mit ins Freizeitlager gekonnt, in die große neue Jugendherberge; aber Ruth meinte, daß die beiden ja dann doch immer das oberste zu unterst kehren würden, abends vor lauter Aufgeregtheit und Erwartung auf den kommenden Tag nicht schlafen könnten und noch am Abend das neue Lied, das Stegreifspiel oder die Scharaden probieren müßten.

Dann hatte die Ruth doch einen Weg gefunden, die beiden sollten zusammen zu einer Schwester ihrer Mutter aufs Land... Zu Hause stand gleich alles Kopf, die Koffer wurden besichtigt, zu groß oder zu klein gefunden, die Kleider ausgesucht. Frau Göpfer schlug nur immer die Hände überm Kopf zusammen; schließlich mußte sie ja erst mit Ruth darüber sprechen, und außerdem sollte es ja erst in reichlich vierzehn Tagen losgehen! —

So kamen die beiden also zu Ruths Tante, der Tante Sophie. Erst mußten sie mit der großen Bahn fahren und dann mit einer viel, viel kleineren. „Privatbahn" hatte Vater Göpfer gesagt, und das war ihrer Ansicht nach eine ganze Menge. Jedenfalls spielte die Privatbahn bei allen Erzählungen, die sich an diesen Landaufenthalt knüpften, eine große Rolle.

Zwei Wagen hatte der Zug, und er hätte eigentlich nur einen gebraucht, denn einer stand leer. In dem anderen saßen die beiden und eine Frau, die in einem Handkorb ein Ferkel hatte. Das war das erste große Erlebnis, ein Schwein in einem Handkorb!

Als sie mit den zwei Seifenkartons, in denen die Sachen untergebracht waren — die Koffer waren ja doch alle zu groß —, die beiden hohen Stufen aus dem Wagen heruntergesprungen waren und endlich an ihrem Bestimmungsort standen, da kamen sie sich wohl vor wie zwei aus dem Nest gefallene Vögel. Niemand war da und holte sie ab.

„Ja, nun, wohin?" Der Zug, der mitten auf der Straße gehalten hatte, war weg, und die beiden standen allein da. Als sie so mitten im Ueberlegen waren, knallte plötzlich eine Peitsche. Die Köpfe fuhren erschrocken hoch. Drüben am Weg stand ein Wagen mit Kies beladen, daneben ein Mann, die Zügel von zwei Braunen in der Hand. Mit der anderen Hand knallte er zum zweitenmal mit der Peitsche, dann steckte er sie dem einen Pferd an das Geschirr und schritt mit seinen kurzen Stiefeln auf Irene und Gisel zu.

Die sahen sich erst an, dann guckten beide weg, so, als wenn sie nicht gemeint sein könnten. — — Das konnte doch nicht etwa der neuen Tante Sophie ihr Mann sein! So jung? Eigentlich hatten sie sich ihn anders vorgestellt.

„Ihr wollt zum Bauer Fiedler?" sagte da eine mächtige Stimme neben ihnen. Sie sprangen gleichzeitig hoch und sagten wie aus einem Munde: „Ja, zu Tante Sophie."

„Na, dann kommt mal mit und setzt euch da auf den Kies, ich fahr euch hin", sagte da die Stimme wieder. Dann nahm der Mann die beiden Kartons und trug sie, damit hin- und herschlenkernd, zum Wagen. Die beiden trotteten ein wenig ängstlich hinterher.

Die Tante Sophie stand vor der Haustür, wischte sich gerade die Hände an der braunen Wollschürze ab. Ganz so hatten sie sich die Bäuerin gedacht. Die glatten, hellen Haare waren von einem grauschwarzen Kopftuch bedeckt, sie hatte eine graue, wollene Schürze um, hochgekrempelte Ärmel und hob die beiden vom Wagen. „Seid ihr denn nun endlich da? Das freut mich, Irene und Gisel, so heißt ihr doch, ja? Die Ruth hat mir's geschrieben."

Und nun begann für beide eine herrliche Zeit! Gleich am ersten Abend durften sie mit in den Stall. Da war es warm und gemütlich, in den Ecken oben an der Decke lärmten noch immer die Schwalben, die Kühe brummten leise und zufrieden vor sich hin, und dazwischen klirrten die Melkeimer, und die weiße Milch plätscherte durchs Seituch in den großen Kübel.

Irene und Gisel mußten Kuhschwänze halten, dann brauchten die Magd und Martin sie nicht am Bein festzubinden. Wenn die Wanda aber gedacht hätte, die Schwänze würden ihr nun nicht um den Kopf fliegen, dann war sie im Irrtum, wenigstens am Anfang: Irene stand hinter Walli, der schwarzweißen Kuh mit den kurzen nach innen gebogenen Hörnern.

Walli hieß einmal eine ihrer Puppen, sie wußte, daß die Kuh Walli ihre Lieblingskuh werden würde. Jiiiks, da zuckte es plötzlich in dem langen, dicken Schwanz, den sie wie einen Geburtstagsstrauß, mit der Quaste nach oben in den Händen hielt. Irene ließ los. Klitsch, flog der Schwanz der Magd an den Kopf, daß die leise zu schimpfen begann, ob denn die Stadtleute nicht einmal verstünden, einen Kuhschwanz zu halten. So etwas ließ sich Irene nicht sagen, sie faßte mutig wieder zu, wenn's auch eklig war. Die Magd sollte sich um nichts in der Welt über sie beschweren können, wo sie doch eigentlich so prima zu ihr und Gisel war und gleich nach dem Kaffee für beide ein kleines, buntes Kopftüchel aus ihrer Schublade genommen hatte.

Es zuckte noch oft in Wallis Schwanz. Irene fand, daß es eigentlich immer zuckte; aber als sie sah, daß Gisel, die doch eigentlich ein ganzes Jahr jünger als sie war, ganz unbekümmert mit beiden Händen zufaßte und den kleinsten Versuch ihrer Kuh mit gütigen Worten: „Ja, gleich kannst du wedeln, gleich bist du fertig", zu unterbinden suchte, da überlegte sie auch keinen Augenblick mehr. Hatte nicht Mutter noch am Zug gesagt: „Und Irene, paß auch auf die Gisel gut auf, du bist die Ältere!" Jetzt müßte es doch wirklich beinahe umgekehrt sein.

Abends wurden die beiden in „ihr" Zimmer gebracht, es war gleich über dem Kuhstall; man hörte, wenn die Kühe brummten und ihre Halsketten am Trog langschlurften. Es hatte ein winziges Fensterchen, das hinüber nach dem Bauernwald und der Koppel und hinunter nach dem Backofen, der sich in gemütlicher Rundung an das Haus lehnte, guckte.

Zwei flache, runde Holzwännchen mit warmem Wasser standen auf dem Boden. „Da könnt ihr euch gleich reinstellen", hatte Wanda, die Magd, gesagt, und an der Wand standen rechts und links zwei Betten mit ungeheuren Federbergen und zwei Ziegenfellen als Vorleger.

Wie Gisel als erste gegen den Federberg anrennen wollte, war sie auf einmal verschwunden; ganz dumpf, und aus der Tiefe hörte man nur: „Irene, du, fein, ganz drin in'n Federn."

Später legten sie sich obendrauf aufs Bett und deckten sich eins der drei Kopfkissen auf den Bauch. Wie waren die Federn schwer und warm, da mußte man schon so kräftig wie die Magd Wanda sein, wenn man darunter eine ganze Nacht liegen sollte. Noch am gleichen Abend aber taten Irene und Gisel einen Schwur: Wir werden beide einmal Magd. Magd Irene und Magd Gisel, das klingt doch — und außerdem werden wir jetzt soviel essen wie Wanda.

Hilde Breitfeld.

„Fritz" und die sprachlose Liese

In diesem Jahr will die Jungmädelschaft 4 wieder zum Bauern Richter; dort war es voriges Jahr herrlich! Sie haben in der Scheune geschlafen, und es gab immer ein Essen . . . Das soll nun wieder so werden, damit die andern, die noch nicht mit dort waren, auch wissen, wie es bei Bauer Richter ist.

Einen Brief hat Erika, die Führerin, schon an ihn geschrieben, und alle Jungmädel haben ihre Namen darunter gesetzt. Nun ist die Antwort da: sie sollen nur kommen, die Scheune stehe noch am alten Fleck, und der „Fritz" warte auch schon auf sie.

„Ist das der Sohn vom Bauern?" will Renate wissen — da lachen sie alle, der Sohn, nein, Söhne hat der Bauer zwar drei, den Hans, den Gerhard und den Paul und noch ein kleines Mädel, die Gertrud, aber „Fritz" ist der dicke Fuchs mit der fast weißen Mähne und dem langen, lockigen Schwanz.

Ja, und da muß die Gretel doch gleich einmal die Geschichte erzählen, die voriges Jahr passiert ist, und bei der sie sich alle so erschrocken haben, obwohl es dann gar nicht so schlimm war. Da ist nämlich der Lies die Sprache weggeblieben, ja, man sollte es nicht glauben, ausgerechnet der Lies!

Ja, stellt euch vor: Es ist Sonntagvormittag, wir sind erst am Sonnabend gekommen und streifen so durch den Hof, um uns alles anzusehen. Die Erika ist im Haus und bespricht allerlei mit dem Bauern. Uns begleitet nur der kleine Paul; er wandert mit auf die Koppel, wo ein Fuchs und ein Brauner weiden und ihre wohlverdiente Sonntagsruhe halten. „Wie heißt das Pferd mit der hellen Mähne, Paul?"

„Fritz". — „Und das andere?" — „Liese." — „Fritz komm, Fritz", rufen wir im Chor, der große Fuchs gefällt uns ganz besonders. „Ob man auf ihm reiten könnte?" — „Paul, kann man das?" Paul starrt uns an, als hätten wir etwas ganz Ungeheuerliches von ihm verlangt und schweigt.

„Weißt du, der ist noch zu klein und hat's noch nie versucht, wir probieren es einfach mal. — Wild bist du doch nicht, Fritz, nein?" Lies unterhält sich bereits mit ihm und krault seine weiche Nase.

„Erna, faß ihn doch bitte mal am Halfter, damit er still hält!" Dann krabbelt sie auf seinen breiten Rücken, sitzt strahlend oben, und ihre Zöpfe stehen kerzengerade ab.

„Los!" — Erna zieht am Halfter, der erstaunte Fritz folgt widerwillig mit langem Hals. — „Na, komm!" Lies klopft mit den Absätzen aufmunternd auf Fritzens Bauch, aber den stört das nicht weiter, er setzt seine schweren Hufe Schritt vor Schritt, und wir gehen am Koppelzaun nebenher.

„Schneller!" Lies wird ungeduldig, Erna faßt das Halfter fester und setzt sich in Trab, da bequemt sich auch der Fuchs. „Fein", schreit Lies begeistert und hält sich an der Mähne fest. Nun nimmt uns eine Baumgruppe die Sicht.

Doch dann macht Erna einen Bogen und kommt zurück mit dem Fritz am Halfter — aber ohne die Lies! Wir schreien, winken. Hat sie denn gar nichts gemerkt? Sie läuft wie ums Leben, pustet und schnauft trotz ihrer langen Beine und ist kreborot im Gesicht.

„Erna! Erna! Halt! — Die Lies!!!" Endlich — sie bremst, sieht sich um — der Schreck! Fort ist die Lies, — stillschweigend abgerutscht, — aber dort hinter dem Weidenbusch rappelt sich ein blauweißes Etwas auf. Ein Glück, es scheint ihr nichts passiert zu sein. Wir rennen, was wir können.

„Lies! Lies! hast du dir weh getan? Ist etwas gebrochen?" — Lies steht aber schon wieder ganz munter auf den Beinen, lacht, macht den Mund auf und sagt nichts, versucht es noch einmal — nichts. Erst lachen wir — dann wird uns mächtig bange. „Was ist dir denn?" Lies zuckt die Achsel und geht mit uns zurück, ganz gesund wie es scheint, nur schmutzig und — sprachlos.

Annemarie klopft Lies auf den Rücken, sie muß die Arme heben — es nützt nichts, sie bleibt stumm. „Tut dir sonst wirklich nichts weh?" — Lies schüttelt den Kopf und macht den Mund auf wie eine Gans den Schnabel, wenn sie böse ist: Nichts.

Auf dem Hof ist niemand. Wir gehen in die Scheune, Lies muß sich lang hinlegen, und Anni läuft Erika suchen. Als sie mit ihr im Trab in die Scheune stürzt, schreit plötzlich Lies: „Dort! — Dort!" — und zeigt mit dem Finger aufgeregt in die Ecke: „Eine Ratte! Habt ihr gesehen?" —

Erika sieht uns an — wir sehen die Lies an — da erst merkt die, was los ist: „Es geht wieder, Erika, nun geht es wieder!" — —

Nach dem ersten Schreck haben wir von der Erika noch allerhand zu hören bekommen, weil wir niemand wegen des Reitens gefragt hatten. Die Hauptsache war aber doch, daß der Lies weiter nichts geschehen ist.

Als der Gerhard von der Sache hörte, hat er erst einmal tüchtig gelacht. „Eine Ratte sagt ihr? — Ratten gibt's bei uns gar nicht — eine ganz gewöhnliche Maus war das, die ihr in der Scheune gesehen habt! — Aber am Sonntag will ich euch einmal zeigen, wie man reitet, ohne herunterzufallen." Das hat er auch getan.

Ein sächsisches Jungmädel.

Wie Bernd Peters ein Bauer wurde

„Vier Uhr Erzählerwettstreit. Wir erzählen von unserer Familie", stand auf dem Tagesplan unseres Ringtreffens.

„Familie? Puh, wie langweilig!" sagte Erni und wandte sich achselzuckend ab. „Was soll man da schon erzählen? Tante Agathe und Onkel Emil sind wirklich nicht interessant, und auch von den Großeltern ist weiter nichts zu sagen. Na, und die Vettern und Kusinen . . . das gibt bestimmt einen Reinfall heute nachmittag!"

Eigentlich dachten viele so. Nur wenige waren da, die vergnügt lachten und sagten, sie wüßten schon etwas. Unter ihnen war merkwürdigerweise Ilse Peters von dem großen Erbhof in der Heide, die sonst so still war, daß man fast gar nichts von ihr merkte.

Nachmittags saßen wir dann alle in einem großen Kreise und erzählten. Es wurde ein sehr feiner Nachmittag. Wir haben selten so viel gelacht.

Da war Inges Urgroßtante Sophie, die eine richtige alte Jungfer und mißtrauisch war, daß sie von allen Leuten nur das Schlechteste erwartete. Eines Tages war sie bei Inges Großeltern zu Besuch. Es gab Tauben zum Mittagessen, und Inges Großmutter, die ihre Tante Sophie kannte, suchte die größte und fetteste Taube heraus und legte sie der alten Dame auf den Teller. Wortlos griff Tante Sophie zu Messer und Gabel und machte sich an die Arbeit.

Plötzlich erhellte sich ihr Gesicht; tatsächlich, Tante Sophie lächelte! „Liebe Amalie", sagte sie zu Großmutters Schrecken laut vor versammelter Tafelrunde: „Du dachtest nun, es wäre eine alte — aber es ist gerade 'ne schöne, zarte, junge . . ." Ja, das war Tante Sophie . . .

Oder die Geschichte von Gerdas Großeltern, die ihren ersten Ausflug in den Harz machten. Es sollte dort ja so schön sein, und schließlich, leisten konnte man es sich. An Geld fehlte es nicht. Also wurde mit Sonntagskleidern, Regenschirmen, Reisetasche und vielen Stullenpaketen das große Wagnis unternommen.

Am nächsten Tag zur Feierabendzeit kamen dann die Nachbarn, um nachzufragen, wie es den beiden Alten denn nun im Harz gefallen habe. Großmutter hatte dann ja auch alles sehr schön gefunden: Harzburg, den Burgberg und das Molkenhaus, wo man Kaffee getrunken hatte . . .

Aber Großvater schüttelte bedenklich den Kopf: „Dat is, as dat ist", sagte er. Wenn ihm etwas sehr am Herzen lag, sprach er immer platt. „Dat de Lüe dor so vel Geld för utgewen dun; wenn ick mi vor min Achterdör sett harre un harre nach Schulten Krischan sin Weitenschlag keken, denn wullt mi dat bannig mihr Pläsier makt hewwen." — Großvater hat auch seither keinen Ausflug mehr gemacht . . .

Ganz zuletzt erzählte Inge Peters. „Es ist aber nichts zum Lachen", sagte sie, und dann fing sie an: „Unser Hof liegt in der Lüneburger Heide. Er ist ganz so, wie man die niedersächsischen Bauernhöfe immer auf Bildern sieht. Nur ein

Strohdach hat er nicht mehr. Das hat Vater vor zwei Jahren durch ein Ziegeldach ersetzen lassen. Er sagt, es sei praktischer, und es sähe auch so sehr gut aus.

Als sie das Dach gedeckt haben, haben sie auch das Haus neu verputzt. Dabei hat einer gemerkt, daß auf dem großen Balken über der Haustür etwas geschrieben stand. Die Schrift war nur übergestrichen, deshalb hatte man sie bis dahin nicht gesehen. Es waren ganz verschnörkelte Buchstaben. Vater konnte sie aber doch lesen. Es war ein Spruch, der da eingeschnitten stand: „Gott die Triuwe, aller Werlte Trutz". Vater sagt, das heißt: „Gott treu sein, der Welt trotzen." Er sagt, das paßt gut zum alten Bernd Peters.

Bernd Peters steht nämlich als erster auf dem großen Stammbaum, der in unserer Diele hängt. Er war es auch, der den Hof gebaut hat . . . Damals hat Vater uns die Geschichte von Bernd Peters erzählt.

Er hat im Dreißigjährigen Kriege gelebt und war Feldhauptmann bei einem der vielen kleinen Fürsten, die es in Deutschland damals gab. Eines Tages hieß es, die Schweden kommen! Da rief der Fürst den Bernd Peters zu sich und sagte: „Ich kenne euch als tapferen und unerschrockenen Mann. Deshalb befehle ich euch, mit fünfzig Mann die Straße zu besetzen, die durch das große Moor führt, und keinen Feind vorbeizulassen. Es ist für Kaiser und Reich. Hört ihr, Bernd Peters?"

Der Hauptmann schlug fast erstaunt in die ausgestreckte Hand des Fürsten. Wozu sprach der über Dinge, die so selbstverständlich waren? — Drei Tage lang hielt Bernd Peters mit seinen Leuten die Straße gegen die heranziehenden Schweden. Es war nicht allzu schwer; denn rechts und links der Straße lag das Moor, und die Schweden kannten die Gegend nicht.

Da kam in der dritten Nacht ein Kurier des Fürsten mit dem Befehl, die Straße freizugeben, der Fürst habe einen Sonderfrieden mit den Schweden geschlossen. Bernd Peters dachte an die Worte: „Für Kaiser und Reich", und glaubte an eine Kriegslist. Mitten in der Nacht ritt er durch Wald und Moor in die Stadt, um den richtigen Befehl zu hören.

Dort hieß es, der Friede sei tatsächlich geschlossen und der Fürst dürfe nicht gestört werden, er feiere ein Fest zu Ehren des schwedischen Unterhändlers. Die Bürger saßen in den Kneipen und feierten auch, weil nun ihr Land von Sorgen und Kriegslasten befreit war.

„Und der Kaiser? Das Reich?" fragte der Hauptmann. Da zuckten sie die Achseln: „Der Kaiser ist weit. Und das Reich? Wo ist es? In den Hirnen von Narren und großen Kindern. Das Reich ist tot. Sehe jeder, daß er selbst lebe."

Da ritt der Hauptmann zurück, und gegen Morgen gaben seine Leute die Straße frei, daß alle Schweden ungehindert vorbeireiten konnten.

Bernd Peters aber hat am gleichen Tage sein Abschiedsgesuch an seinen Fürsten eingereicht. Die Urkunde ist heute noch im Archiv in Osnabrück. Vater hat sie dort gesehen und abgeschrieben. Darin stand, daß er den Befehl ausgeführt habe, wie es seine Schuldigkeit als Offizier gewesen sei — und dann fordert er seine Entlassung aus dem Dienst: „ . . . sintemalen ich mich Kaiser und Reich mit heiligem Eid verschworen habe und man solchen Eid nit mag brechen, ohn' Schaden zu nehmen an seiner Ehr'."

Das war der Schluß von der Urkunde. Wir können ihn alle auswendig, weil wir so stolz auf unseren Ahnherrn Bernd sind. Er ist dann in die Lüneburger Heide gezogen. Dort

war damals fast nur Heide und Moor, und wenn jemand dort siedeln wollte, war er willkommen. Keiner fragte danach, woher er kam oder was er war.

Dort baute Bernd Peters unseren Hof. Der steht heute noch; und sein Geschlecht lebt auch noch. 400 Jahre lang hat sich der Hof immer von dem Vater auf den Sohn vererbt; und immer hieß der Hoferbe Bernd, — auch mein großer Bruder. Das kann gar nicht anders sein."

Ganz stolz und ernsthaft stand jetzt Ilse vor uns. Wir sahen sie ganz überrascht an. So viel hatte sie vorher während des ganzen Lagers nicht geredet . . . Aber bei der Preisverteilung bekam Ilses Schaft den ersten Preis. Das fanden wir auch alle ganz richtig und in Ordnung.

„Das mit der Familie ist doch nicht langweilig", sagte Erni abends vor dem Schlafengehen. „Man müßte nur viel mehr davon wissen. Wenn ich in den Ferien zu den Großeltern fahre, will ich den Großvater nach allem fragen. Ganz bestimmt, das mache ich!"

Suse Harms.

Hanne kommt nun doch mit ins Jungmädellager

Hin und her hat Gretel nun schon überlegt, wie sie das wohl machen könnte, das mit den Lagern und Fahrten. Hanne wollte ja so gern mit ins Lager, aber sie darf von zu Hause aus nicht;

Vater meint, sie wäre noch zu jung und wenn sie erst größer sei, dann wäre das etwas anderes. Jetzt sei es doch noch zu anstrengend. —

Hanne ist recht traurig. Wenn andere im Heimnachmittag sich schon auf das Lager freuen, dann ist sie still. Aber eines Tages nach dem Heimnachmittag, da stehen Gretel und Ilse noch zusammen, und Ilse redet auf Gretel ein, und diese nickt hin und wieder zustimmend . . .

Und am nächsten Heimnachmittag da packt Ilse den braunen Lederkoffer aus. Da kommt der Filmapparat zum Vorschein, mit der langen schwarzen Schnur und dem Stecker — und dann eine große Mappe mit den vielen schwarzen Bildern von Sommerlagern und den Fahrten im vorigen Jahr.

Und nun wird geprobt, die ganze Schaft ist daran beteiligt, Ilse bedient die kleinen Hebel — es geht herrlich. „Damit gehen wir morgen zu Hannes Vater", meint Ilse am Schluß des Heimnachmittages zu Gretel.

Hanne erzählt beim Mittagessen von Ilses Filmapparat, und daß Ilse und Gretel sie heute nachmittag damit besuchen kämen . . . Wie lang ist doch heute der Nachmittag!

Endlich schrillt die Klingel, Hanne springt zur Haustür: „Fein, daß ihr kommt!" Das große Bettuch, das Hannes Mutter auf ihr Bitten aus dem Wäscheschrank geholt hat, wird an zwei Besenstielen befestigt.

Ilse macht den Apparat fertig. Schnell wird noch ein Bild eingeschoben: Lachende Jungmädel am Strand, braungebrannt, und dann kann's losgehen . . .

„Na," schmunzelt Hannes Vater, „da führt mir doch mal das Ding da vor, versteht ihr denn überhaupt etwas davon?"

Ilse greift in den Bilderhaufen. — Und was da jetzt alles auf der Leinewand zu sehen ist: Jungmädel am Strand, im Wasser, Jungmädel beim Sport im Lager, und dann kommt noch das Schönste, da muß Hannes Vater herzlich lachen, der Lagerzirkus, mit dem „Schwergewichtsmeister", mit dem Herrn „Gerichtsrat" . . .

Wie staunt da Hannes Vater: „Das macht ihr alles im Lager?" Ilse aber sucht weiter in den Fahrtenbildern und erzählt, was sie hier und dort gesehen und erlebt haben . . .

Und dann wird wieder alles „abmontiert"; und Ilse und Gretel ziehen mit ihrem Apparat nach Hause.

Die Jungmädelschaft II ist schon zum Sport angetreten, nur Hanne fehlt noch — aber da kommt sie schon angerannt. Schnell ins Turnzeug, und schon steht sie in Reih und Glied, gerade neben Ilse.

Gretel füllt die Anwesenheitsliste aus, und da meint Hanne leise zu Ilse: „Du, Vater hat's erlaubt, ich darf nun doch mit ins Lager." Noch ein Händedruck, und dann ruft Gretel auch schon: „Durchzählen".

Ein Mittelländer Jungmädel.

Wasser und viel Sauberkeit gehören ins Jungmädellager

Mittags während der Freizeit

Ganz still ist es in dem großen Haus. Nur den Küchendienst hört man noch bei der Herbergsmutter klappern. Auch in den Schlafräumen ist es ruhig. Was dort in den Betten liegt, hat sich den Schlafsack über die Ohren gezogen und schläft bereits fest.

Auf dem Hof sitzen einige im Schatten der großen Bäume und schreiben. Seltsam ruhig und still ist um diese Zeit die Jugendherberge, und man wundert sich immer, daß von den hundert Jungmädeln eigentlich nichts zu merken ist. Ich gehe dem Klang einer Flöte nach und bekomme dort die neuesten eben ausprobierten Lieder zu hören. Ich gehe um das große Kornfeld herum. Auf der ge-

mähten Wiese trifft man um diese Zeit immer eine ganze Menge Jungmädel. Heute suchen sie in den Grasbüscheln herum und sind ganz enttäuscht, daß die Glühwürmchen, die hier gestern abend überall leuchteten, sich nun unter gar keinen Umständen finden lassen.

Nachher liegen wir der Länge nach im Gras. Es riecht gut nach frischem Heu. Das Dengeln einer Sense klingt herüber, ein Kuckuck ruft, wir machen ein lustiges Frage- und Antwortspiel daraus. Dabei fällt mir auf, daß Strümpel fehlt, die sonst immer am lautesten zu hören ist und hundert mögliche und unmögliche Fragen hat.

Strümpel ist erst ganze zehn Jahre alt, zum ersten Male von Hause fort und mit Feuereifer bei allem dabei. Da sie die Kleinste ist und, wenn die hundert Jungmädel in einer Linie angetreten sind, am Ende steht, zerstört sie jedesmal die schöne Richtung, auf die die anderen so stolz sind, weil sie vor lauter Eifer ganz unbewußt immer weiter nach vorne geht.

Heute ist also Strümpel nicht bei den anderen. Ich finde sie später am großen Weidenbusch. Sie versteckt irgend etwas, als ich komme. Sie sagt kein Wort, schaut mit einem brummigen Gesicht in die Gegend. „Warum bist du nicht bei den anderen?" „Habe zu tun." „Kann man das dort nicht auch?" „Nein." Kein Wort mehr.

Dann nach langer Zeit. „Willst du nicht wieder fortgehn?" „Ih wo, hier im Schatten liegt es sich recht gut." Mit dem Strümpel stimmt etwas nicht . . . Und so leicht schwärzliche Socken hat sie auch an . . . Komisch, wo sie sonst immer so sauber ist.

„Sag mal, Strümpel, könntest du dir nicht erst einmal saubere Socken anziehen?" „Nein!" Nun verstehe ich überhaupt nichts mehr. Aber dann kommt es heraus. Sie holt zwei saubere Socken mit je einem großen Loch hervor. Einem ist sie mit scheußlich dickem Garn überwendlich zu Leibe gegangen. „So ist es doch nicht richtig, so kann man doch nicht laufen, aber ich bekomme es nicht besser hin."

Nach kurzer Zeit hat sie die Sache begriffen. Erst die Fäden von oben nach unten, dann von rechts nach links und von links nach rechts. Dem Strümpel ist wohl recht warm bei diesem neuen Handwerk, und die Zunge beißt sie sich fast ab . . . Als nach beendeter Freizeit zum Antreten gepfiffen wird, kommt Strümpel in letzter Minute mit tollem Schwung um die Ecke. In der Hand hat sie zwei weiße Socken. Mit den Löchern wird nun wohl alles in Ordnung sein, denn Strümpel lacht und bleibt heute sogar in der Richtung . . .

R. T.

Freizeit in den Dünen — das sind die schönsten Stunden im Lager

Tanz und frohes Spiel in Sonne und Wind auf der blühenden Wiese

Sonne und Blumen

in Trassenheide

Wir Jungmädel liegen im Dünengras und lassen unsere Gedanken und Sinne in der für uns neuen deutschen Landschaft der Ostsee spazieren gehen. Wir alle hören das leise Singen in der Luft dieses uralt-alte Sommerlied. Da müssen wir aufstehen und uns leiten lassen von diesem Lied.

Blau und hoch wölbt sich der Himmel über uns. Kleine zarte Wolkenfetzchen segeln darüber und freuen sich der leuchtenden Sonne . . . Es klingt etwas durch die Luft wie eine heimliche Melodie, schwingt von der leisen Brandungswelle hinüber zur weißen Düne, von da zu den dunklen Kiefern, klettert an dem Hügel mit den vielen Immortellen empor und wird von dort auf den Flügeln der weißen Schmetterlinge hinaufgetragen in die blaue Unendlichkeit des Himmels . . .

Wir gehen zum Strand und schauen über die weite Wasserfläche und immer wieder in die weiße Brandungswelle, wo der erste Ton geboren wird . . .

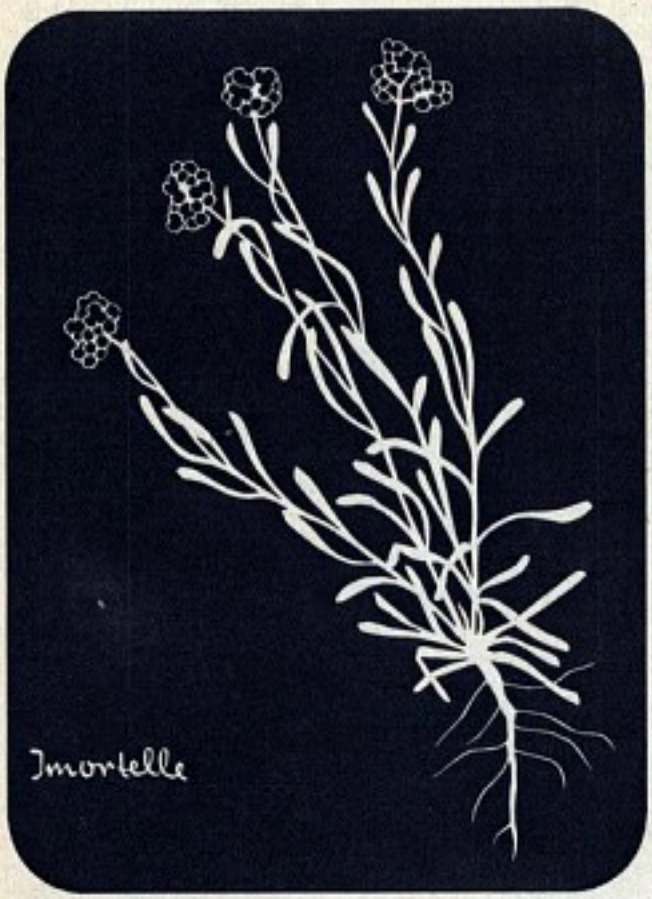
Durch den weichen Sand gehen wir dann zur Düne zurück, da bleibt auf einmal die Hilde stehen und ruft uns, die wir weitergegangen waren, zurück: „Seht doch nur, was hier für eine Pflanze wächst! Ist die aber schön!“

Und wirklich! Eine ganz herrliche Pflanze steht hier mitten im Sande. Sie hat eine blaßviolette Blüte und wundervolle graugrüne, gezackte Blätter, die von dem Geäst einer feinen

weißen Maserung durchzogen werden, und ganz am Rande des Blattes läuft ein schmaler violetter Streifen. Die Zacken enden in dünnen, nadelartigen Dornen, die stechen, wenn man sie unvorsichtig berührt.

Ich erkläre den Mädeln, daß das eine Stranddistel ist, und erzähle ihnen, daß sie unter Naturschutz steht, daß man sie also nicht pflücken darf. Wir schauen uns diese königlich schöne Pflanze lange an . . .

„Wir müßten sie einmal zusammen zeichnen!" schlage ich den Mädeln vor, „seht nur, wie sich die Kurven des Blattes überschneiden." Begeistert stimmen die Mädel zu, doch vorerst gehen wir weiter . . . Noch ein Dünensandgewächs finden wir dort, mit schmalen, fleischigen Blättern, das ist das Salzkraut . . .



Jetzt sind wir an dem Immortellenhügel angelangt. Ich ziehe eine der unzählig vielen Pflanzen vorsichtig aus dem Sandboden und zeige sie den Mädeln. Sie hat silbergraue, weiche Härchen auf dem Stengel und den schmalen Blättern. Mit einer Pfahlwurzel, die einige dünne Nebenwurzeln hat, senkt sie sich in den sandigen Boden.

Nun treten wir in den Kiefernwald. Hier ist fast der ganze Boden mit einer unscheinbaren Pflanze bewachsen, die aber einzeln betrachtet, sehr, sehr schön ist. Es ist der Waldwachtelweizen. Seine Blüte ist klein, halb weiß und halb gelb. Schmale, feine Blättchen biegen rechts und links vom Stengel ab.

Doch hier im Walde finden wir noch mehr. Dichtes Heidel- und Preißelbeerkraut deckt weite Flächen des Waldbodens; und da, mitten zwischen den Kiefern, steht eine große alte Buche.

Jetzt lichtet sich der Wald, und wir treten auf eine Wiese. Auch hier finden wir viele Pflanzen. Die meisten Mädel bringen mir Glockenheide als eine Blume, die sie nicht kennen und in unserer Bördeheimat noch nicht gefunden haben.

Als die Sonne am Nachmittag schon schräger fällt, sitzen wir wieder alle im Kreise um die wundervolle Stranddistel. Jetzt geht es ans Zeichnen. Einige Mädel tun das mit Blei oder schwarzer Tusche, andere bunt und lebendig mit Wasserfarben.

Da sind auch Mädel, die die Pflanze aus farbigem Papier nachschneiden und kleben, und ein paar arbeiten sie als Silhouetten aus schwarzem Papier.

So ziehen wir fröhlich von Pflanze zu Pflanze und haben Freude an den schönen Formen und Farben. Doch vor allen Dingen nehmen wir Mädel, wenn wir nächste Woche wieder in die Heimat fahren, die lebendige und Gestalt gewordene Erinnerung eines schönen deutschen Landschaftsgebietes, wie es sich in der Pflanzenwelt ausdrückt, mit nach Hause in unseren Alltag.

Dori Fuhrmann, Mittelelbe.

Sommermorgen

So gehst du in den Morgen: über dir
der hohe Himmel, der von Rand zu Rand
sich als des Sommers gold'ne Glocke spannt.
Sumpfdotterblumen dort und hier.

Die Erde strömt aus braunen, schweren Schollen
dem jungen Licht die herbe Kraft entgegen,
aus der die Saaten sich verdichten wollen
zu vollem, sommerreifem Erntesegen.

Ein jäher Wind streift übers Ährenfeld,
die Wolken jagen helle Schatten her,
dein Blick schweift weit, bis an den Rand der Welt . . .
Du spürst im Zug der Wolken schon das Meer.

Lore Reinmöller, Ruhr-Niederrhein.

Jungmädel erzählen

Das Jungmädel-Jahrbuch 1939

wird in diesen Tagen wieder zusammengestellt und in Druck gegeben. Von September ab werdet ihr es dann wieder in allen Buchhandlungen erhalten können. Es wird auch in diesem Jahr wieder viele Aufnahmen, Zeichnungen und Geschichten aus unserer Jungmädelarbeit bringen. Wenn ihr in euren Sommerlagern und auf euren Fahrten etwas besonders Schönes erlebt oder gesehen habt, so schreibt es uns auf und schickt es uns in die Reichsjugendführung. Auch gute Fotos und Zeichnungen können wir gebrauchen. Schickt alles umgehend unter dem Kennwort „Jungmädel-Jahrbuch 1939" an Hilde Munske, Reichsjugendführung, Berlin, Kronprinzenufer 10.

Wiebke und die Jungmädelschaft 1

Einmal, als die Jungmädel mittags zum Dienst kamen, war eine Neue da. So etwas war noch nie vorgekommen, seit die Jungmädelschaft bestand, und alle empfanden es als etwas ganz Besonderes. Sie fanden auch die Neue nicht so alltäglich, wie z. B. Gertrud und Inge und Elsbeth und all die anderen Mädel; es war etwas ganz Eigenes an ihr. Sie wußten nicht wie das kam, aber daß es so war, merkten alle.

Waltraud ging zuerst zu ihr hin und gab ihr die Hand: „Ich heiße Waltraud, aber ich werde Peter gerufen." Dann kamen auch die andern: „. . . ich heiße Annemarie, ich heiße Gisela, ich heiße Christel, ich heiße Leni . . . Und du? — „Ich heiße Wiebke."

Die Neue sagte ihren Namen mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wie die anderen es getan hatten. Aber es war gar nicht so selbstverständlich. Weit und breit hieß niemand so. Richtig ulkig war der Name, eigentlich zum Lachen.

„Wiebke kommt aus Ostfriesland, oben von der Nordsee, wißt ihr? Da heißen die Mädel so nicht wahr, Wiebke?" meinte Gerda, die Führerin. „Ja", sagte Wiebke, „Meine Mutter heißt auch Wiebke, und meine Großmutter. Meine beiden Schwestern heißen Heike und Antje, und meine Freundin heißt Elke."

Den Jungmädeln wurde ganz heiß bei den vielen unbekannten Namen. Aber eigentlich paßte das recht gut zu Wiebke, das konnte man wohl sagen; und dann wollten sie noch viel mehr wissen von Wiebke, wie es bei ihr zu Hause sei, ob es nur Wasser an der Nordsee gäbe, keine Berge und keinen Wald, und ob sie auch schon gefischt hätte.

Wiebke erzählte alles. Ordentlich rote Backen bekam sie vor Freude und Eifer. Auf all die vielen Fragen gab sie Auskunft; sie saßen alle da und hörten auf Wiebke und konnten sich alles gut vorstellen: Wiebkes Elternhaus, den Hof, der direkt am Meer liegt, den Deich und die Dünen.

Aber auf einmal stieß Leni Margot in die Seite und flüsterte ihr etwas ins Ohr, und dann lachten beide laut los, und alle andern lachten mit, Wiebke hielt erstaunt inne und schaute reihum. Warum lachten denn die andern, was hatten sie nur?

Da prustete Leni auch schon los: „Mensch, du sprichst ja!" Und sie wollte sich ausschütten vor Lachen. Wiebke bekam einen ganz roten Kopf, weil sie ausgelacht wurde, und verstummte. Gleich darauf stimmte die Führerin auch das Schlußlied an, und dann ging es nach Hause.

„Wie findet ihr eigentlich Wiebke?" wollte Traude auf dem Heimweg wissen. „Ja, das kann man schwer sagen. Sie ist so anders als wir. So still ist sie und so stolz. Ich glaube, das kommt, weil sie vom Meer ist. Meint ihr nicht auch?"

Die andern pflichteten Christel bei; sie glaubten alle, daß Wiebke doch ein feiner Kerl wäre, — trotz ihrer Sprache und ihres stillen besonderen Wesens.

Am nächsten Heimnachmittag teilte die Führerin für den Elternabend die Programme aus, die die Jungmädel verkaufen wollten. Jede bekam zehn, auch Wiebke. Das war in der Ordnung, und kein Mensch fand etwas dabei. Aber Leni brachte ihre alle unverkauft zurück. Sie hatte so viel Schularbeiten gehabt und auch sonst noch so viel erledigen müssen und so, da hatte sie es einfach nicht schaffen können.

„Ja, das ist schade", meinte Gerda, „was machen wir da bloß?" Da meldete sich Wiebke: „Gib sie mir, ich werde sie noch los." Sie sagte das wieder in ihrer selbstverständlichen Art, aber diesmal horchten alle Jungmädel auf . . .

Leni aber meinte später beschämt zu Christel: „Weißt du, Wiebke ist erst eine Woche da und hat gar keine Bekannten und will die Karten noch verkaufen. Eigentlich hätte ich mich ein bißchen mehr anstrengen können, dann wäre es bestimmt auch gegangen . . ."

Nun war Wiebke schon bald ein Vierteljahr da. Sie waren gute Kameraden geworden, die Jungmädel von Schaft 1 und Wiebke, und kein Mensch dachte mehr daran, wie komisch doch eigentlich das erste Zusammentreffen war. Wenn Wiebke jetzt in ihrer Mundart redete, dann lachte niemand mehr; vielmehr galt das, was Wiebke sagte, und alle anderen richteten sich danach.

Einmal kam die Gruppenführerin zum Heimnachmittag in Schaft 1. Sie sagte den Mädeln, daß Gerda, die bisherige Führerin an anderer Stelle eingesetzt würde und daß nun Wiebke die Schaft führen solle.

Die Jungmädel fanden das ganz in der Ordnung. Wer wäre auch sonst in Frage gekommen außer Wiebke. Wer war sonst noch so klar und bestimmt und sicher? Die Jungmädel freuten sich; denn sie wußten, so muß eine Führerin sein.

Ein Saarpfälzer Jungmädel.

Der alte Holunderbaum

Vor unserem Fenster steht ein alter verkümmerter Holunderbaum. Die Hausleute nennen ihn oft einen häßlichen Strauch, weil er im Waschhaus das Licht versperrt. Neben dem Holunderbaum steht eine große stolze Eiche . . . Und oft muß ich denken, auch sie schaut verächtlich auf den armen verkrüppelten Holunderbaum. Sie streckt ihre mächtigen Zweige wie drohend über den Holunderbaum und mir scheint, als wenn er sich dadurch noch krummer machen wollte, als er schon ist . . . Nur wir haben den Holunderbaum lieb, meine Eltern, meine Schwester und ich. Denn er steht ja vor unserem Fenster und hat uns oft die Zeit vertrieben.

Ob Winter oder Sommer, immer hatten wir etwas zum Sehen. Denn die Vögel sitzen im Winter auf den kahlen Zweigen; und wie drollig sieht es aus, wenn sie sich von unserem Fenster Futter holen. Dann flüchten sie jedesmal schnell wieder auf den Holunderbaum, als wenn sie sich dort recht geborgen fühlten.

Wenn dann der Sommer da ist und auch der Holunderbaum sein neues Kleid angezogen hat, dann zwitschern und trillern die Vögel schon in aller Frühe. Das ist immer wunderschön. Darum haben wir ihn lieb, den alten häßlichen Holunderbaum.

Ein westfälisches Jungmädel.

Bei den Jungmädeln in Masuren

Es war an einem der ersten Heimnachmittage mit meiner Berliner Jungmädelschaft. Vor zwei Monaten war ich aus dem Arbeitsdienstlager in Masuren zurückgekommen. Wir saßen im Kreis, ich zeigte Bilder von der Siedlung, in der ich während meiner Arbeitsdienstzeit die Jungmädel führte. Zu jedem Bild mußte ich eine ganze Geschichte erzählen. Alles wollten die Jungmädel wissen, — am meisten aber vom Leben ihrer masurischen Kameradinnen. Anfangs gab es ein lautes Durcheinanderrufen, dann wurden die Gesichter immer nachdenklicher, nur noch selten unterbrach mich eine Frage. Man sah es ihnen an, es kostete Mühe, die Welt zu begreifen, von der ich ihnen erzählte, obwohl es doch auch eine Jungmädelwelt ist.

„Da war zum Beispiel das Ilske. Ich traf es zum erstenmal als ich auf dem Hof seines Vaters dreschen half. Es mußte das leere Stroh abnehmen, wenn es aus der Maschine rutschte.

Wenn der Vater die Garben unregelmäßig einlegte, spuckte die Maschine so viel Stroh auf einmal, daß Ilske ganz darunter verschwand. Nur noch ihr rotes Kopftuch leuchtete aus einem großen Strohberg.

Wenn ich ihr dann schnell half, mußten wir beide über unsere Gesichter lachen, die ganz fremd aussahen unter der dicken Staubschicht. Das Ilske konnte tüchtig zupacken, aber es war noch nicht die jüngste Arbeitskraft auf dem Hof.

Da war noch der fünfjährige Dieter; die Peitsche war doppelt so lang wie er selbst. Aber sie knallte schon tüchtig in seiner Hand, wenn er die Pferde antrieb, die das Roßwerk drehten.

Er wußte sehr wohl, so bald sie anhielten, würde die Maschine aussetzen; aber jede Minute war kostbar.

Es war kaum möglich, die Jungmädel einmal alle zusammenzutrommeln. Sie wären gern immer gekommen, aber in einer Siedlung, die noch keine zwei Jahre alt ist, gibt es auch für die Jüngsten schon Arbeit. Da sind die Kühe zu hüten, ein Brüderchen muß gewiegt werden, oder die Mutter will zu Mittag Sauerampfer kochen. Ehe ein großer Korb vollgepflückt ist, vergehen Stunden.

Jedes Mal mußte ich von Hof zu Hof laufen. Immer kostete es Mühe und Überredungskunst, bis Vater und Mutter bereit waren, ihre Mädel mitgehen zu lassen!

Dann saßen wir auf der Weide und sangen, oder wir spielten. Dabei waren die Mädel so ausgelassen, daß die Kühe unruhig wurden und davonliefen. Nun hatten wir unsere Last, sie wieder aus den Kartoffeln zu jagen. Wenn wir müde vom Laufen waren, erzählte ich Geschichten, oder ich sprach von zu Hause.

Die Jungmädel wunderten sich, daß man das Brot dort im Laden kaufen muß. „Kann denn deine Mutter kein Brot backen?" wollten sie wissen. Von Fabriken, in denen Menschen am laufenden Band arbeiteten, hatten sie noch nie etwas gehört. Die wenigsten hatten jemals eine Bahn gesehen.

„Sie sieht aus, wie ein langes, schmales Haus auf Rädern", erklärte ich ihnen, „und sie kann aus eigner Kraft ganz, ganz schnell fahren . . ." Die Jungmädel machten große Augen, sie konnten gar nicht genug über dies und das staunen.

Am nächsten Tag fragte mich das Ilske bei der Arbeit, was denn die Stadtmenschen essen, wenn es dort keine Kühe und Schweine und auch keine Felder gibt. Ihr Vater antwortete für mich. „Von der Bauernarbeit leben sie", sagte er, „ohne den Bauern müßten sie hungern."

Als die Jungmädel wieder einmal mehr von den Wunderdingen der Großstadt hören wollten, sagte das Ilske mit einer verächtlichen Handbewegung: „Aber ohne den Bauernmenschen müßten sie alle verhungern. Die haben ja selbst keine Milch und keine Eier und kein Mehl, gar nichts haben die!" Elf erstaunte Augenpaare sahen mich fragend an.
Es dauerte eine Zeitlang, bis sie alle begriffen hatten, daß der Bauer und der Stadtmensch gleich wichtig für den Bestand unseres Volkes sind.

„Seht einmal, eure Väter könnten nicht halb so viel Getreide einsäen, wenn sie ohne Drille arbeiten müßten. Aber die Drille und alle die andern Maschinen bauen die Stadtmenschen in den großen Fabriken. Sie tauschen beim Bauern Brot dafür ein." Das verstanden die Mädel. Aber die Stadt war ihnen nun doch nicht mehr so wunderlich. Ilskes verächtliches Wort hatte ihren Zauber gebrochen . . ." — —

Soweit erzählte ich den Jungmädeln. Sie gehen heute ein wenig stiller nach Hause als gewöhnlich. Ich weiß, sie denken an die Ostland-Jungmädel, die gern zum Dienst kämen, wenn sie nicht schon so tüchtig mitarbeiten müßten.

Eine Berliner JM.-Führerin.

Mit Siebenmeilenstiefeln ins Lager

Wenn man die schriftliche Erlaubnis der Eltern, das ärztliche Zeugnis der Untergauärztin und ein gutes Schulzeugnis sein eigen nennt, fehlt eigentlich nichts mehr als die Fahrtenausrüstung. Punkt eins ist der Rucksack. Dickie ist bis zum Rucksack gelangt; nun aber läuft sie von Altstadt nach Neustadt, von Verwandten nach guten Bekannten und kennt keine Müdigkeit, wenn es um die Hauptsache geht. Täglich wiederholt sich die Frage, und die Antwort, von wegen . . . Leider — hat Dickie „leider" zu oft schon herunterschlucken müssen.

Dafür haben sie alle großes Interesse am Lager gezeigt, wo, weshalb, wann und mit wem, das hat sich nachher im Traum noch wiederholt. Der Rucksack wurde aber dennoch aufgespürt. Ein Onkel hatte ihn sich in seinen besten Jahren zugelegt. Er hing steif wie ein Brett, muffig auf dem Boden. Dickie fand ihn wundervoll, besser als in den kühnsten Träumen und trug ihn wie ein erobertes Kleinod in Mutters „beste Stube".

Abends fing sie an mit dem Packen. „Du hast aber einen Rucksack, wie er für alpine Lehrgänge vorgeschrieben ist", lachte Jugo, ihr Bruder, der im Jungvolk einen Zug führt und Jungmädel verächtlich über die Schultern ansieht . . . Dickie hat aber trotzdem großmütig Jugos Kochgeschirr zur Verfügung gestellt bekommen. Er hat es selbst gescheuert.

In der Zeit hat Dickie die Bahn freigemacht im Packzimmer. Die letzten Vorbereitungen müssen getroffen werden. Sie hat die Söckchen auf der Leine gezählt, die Blusen thronen steif auf den Bügeln, drei Turnhemden leuchten jedem, der Augen hat, nur so mit dem Abzeichen ins Gesicht.

„Eine fabelhafte Sache", lacht Dickies Vater. „Meine Tochter geht nämlich ins Lager, und man muß schon etwas tun; sonst schreibt der „Racker" nicht . . ." Er bringt abends eine Lagertüte ins Haus.

„Hattest du noch so viel Geld vor dem Ersten?" fragt Mutter bekümmert. Er ist überglücklich, daß er gespart hat: „Seit Monaten erzählte Dickie doch von nichts anderem! Sie hat mich auch schon ganz ‚ramdösig' gemacht." — „Wenn sie nur erst weg wäre", seufzt die Mutter, „sie krakeelt, als gäbe es eine Weltreise . . ."

„Mutter tut nur so", sagt Vater, als er die Decke rollt und ins Schwitzen kommt, als Jugo Riemen strafft und Mutter Brote streicht — „sie tut nur so, dabei hilft sie selbst mit, daß es mit Siebenmeilenstiefeln ins Lager geht."

Ein Mittelelber Jungmädel.

Märchenspiel

Da hängt eines Morgens, als Frau Schulze mit Zucker, Kaffee, Eiern und vielen neuen Nachrichten beladen aus dem Krämerhaus kommt, ein buntes, großes Plakat an der Dorflinde. „Wir Jungmädel vom Lager laden ein . . ."

„Kieck eis, kieck eis . . ., diese Deerns!" Frau Schulze wiegt den Kopf und beschließt, mit dieser Neuigkeit noch eilends im Bäckerladen einzukaufen.

Der Gemeindebote klingelt es am Abend aus, und der Bürgermeister meint, das wäre nun wohl so, daß sie alle hingehen müßten, und freut sich insgeheim schon auf den Snack der Jungmädel, die er schon neulich bei der Lagerbesichtigung kennengelernt hat.

Den größten Spaß aber hat Peter, der Hütejunge, der jedesmal, wenn er die Gänse vor dem bunten, schönen Plakat an der Linde vorbeitreibt, von neuem überlegt, ob die fein gemalte Prinzessin mit dem zarten, langen Schleier und dem schmalen Gesicht nun wohl Dornröschen oder die stolze Königstochter aus dem tapferen Schneiderlein sei.

Heller Sommer liegt auf der Wiese. Der Wind singt in den Gräsern und den schmalen Birken am Grabensaum. Da greift der Bürgermeister nach seiner Feiertagsjacke und geht als letzter zu den Jungmädeln hinaus. Mit der Sonne ziehen sie vom Lager herein in den festlichen, großen Kreis. Eng zusammengedrängt, still vor Erwartung hocken ganz vorn die Kinder, abwartend und gewichtig sitzen die Bauersfrauen mit ihren weiten Röcken auf den Bänken; ja, und dann die Eltern, die vielen, vielen Eltern — sind es nun zweihundert oder mehr — die heute aus der Stadt zu ihren Jungmädeln herausgekommen sind.

Über den Hügel kommen die Jungmädel; vorn spielen ihre Geigen und Helgas helle Ziehharmonika; ein frohes Sommerlied singen sie, und der Wind greift lustig und guter Laune in die bunten, weiten Röcke. Ein prächtiger Aufzug ist es, als nach der Musik als erster der würdevolle König schreitet, der seinen sonstigen Lebenskummer, die Pummlichkeit, heute selbstvergessen hinter seinem königlichen Purpurmantel durch dicke, schön gerollte Trainingsjacken unterstützt hat und zufrieden lächelnd nur noch „Hoheit" ist.

Die Prinzen stehen ihm nur wenig nach, zur feierlichen schwarztaftenen Fransenjacke — ich glaube bestimmt, daß eine Bäuerin stillvergnügt vor sich hingeschmunzelt hat, das alte Erbstück nun so noch einmal zu Ehren gekommen zu sehen — tragen sie silberne schwere Talerketten. In angemessenem Abstand kommen sie nacheinander heran — sie sind Gegner, denn sie alle werben um die Prinzessin.

Noch ehe das Spiel beginnt, lebt schon das Märchen auf dem weiten Platz. Das bunte, schöne Bild, die leuchtenden Farben auf der sommergrünen Wiese zwischen Rittersporn, Margueriten und kleinen Gänseblumen, fängt alle ein.

Eine ganze Familie, vom Kapotthütchen bis zum dreijährigen Erben, hockt neben uns im Gras. Vater blinzelt zwar noch mit etwas bedingter Zustimmung gegen seine Brille, Mutter aber sieht schon froh gelöst auf dieses schöne Spiel.

Nach aller harten Werktagsarbeit liegt nun eine herzliche Freude auf ihrem Gesicht und ein fröhliches Lächeln, wenn der Jüngste mit seinen dicken Händchen nach dem vorbeiwehenden, kühn gelben Schleier der stolzen Königsmutter greifen will.

Einen harten Kampf gibt es um die Hand der schönen Prinzessin. Ein Freier nach dem andern erscheint vor ihrem Thron, hochmütig, siegessicher, einander abschätzend oder befangen vor soviel Schönheit. Ein Königssohn hat sich aus seinem fernen, fernen Land einen ganzen Hofstaat mitgebracht, Kamele, die sooo echt sind, und viele Beduinen in afrikanischen Frotteetuchturbanen, würdigen Handtuchbärten und seltsamen mohammedanischen Gebräuchen. Unter feierlicher Musik schlagen sie

Etwas zweifelnd schauen Vater und Mutter anfangs auf Wüstenzelt und Wüstenkaktus — die Jungmädel aber leben völlig im Zauber der Märchenwelt

vor der Prinzessin ihre Wüstenzelte auf, die die weite Reise sicher sehr mitgenommen hat. Stolz weist der Königssohn auf seine Untertanen, überreicht ihr seinen Wüstenkaktus, das Zeichen seiner Königswürde, und neigt ehrerbietig seinen Goldturban.

Was ist sie doch stolz, daß sie selbst ihn nicht nehmen mag! Zwar finden die schärfsten Kritiker, die Jungmädel der anderen Lagergruppe — die ihr Spiel erst zum Lagerabschluß zeigen dürfen und jetzt nur Zuschauer sind —, daß sie ja schließlich einen Mohammedaner auch nicht genommen hätten — aber nach so vielen böswillig verschmähten Freiern hat die Prinzessin ob ihres Hochmutes ein böses Schicksal doch verdient.

Es ist kein Spiel mehr — die Jungmädel leben und denken so in dieser Welt, daß sie ihnen gehört. Als einmal der feierliche Kammerdiener gerade vor dem König höchst unfreiwillig auf seine exzellente Nase fällt, befragt er den besorgten Leibarzt und erscheint nur noch humpelnd, mit nachgezogenem Bein, gerade als hätte es so sein müssen. Daß er dabei ein nicht zu verleugnendes scharfes „r" und höchst ungewöhnliches „s-t" spricht, macht gar nichts aus.

Es ist wirklich ein schönes Spiel! Das finden alle, sogar der Großbauer Herrmann vom Lindenhof und Gustav, der vorher immer vom „Theatergetue der Mäkes" gesprochen hat . . .

Sagen tut er es zwar noch nicht, dafür brummt er mit seinem tiefen Baß aber um so kräftiger mit, als die Jungmädel der von ihrem Hochmut befreiten, glücklichen Prinzessin und ihrem König Drosselbart „Ich trag' ein fein's Goldringelein . . ." als Hochzeitslied singen und mit buntem, frohem Tanz ein großes Fest beginnt.

Da hub ein gar vergnügtes Leben und Treiben auf der Wiese an; und alt und jung machte lachend mit . . .

Am meisten aber hat es die Jungmädel gefreut, daß der Schafhirte der Älteste im Dorf, als sich Helge ein paar Tage darauf zu ihm auf die Wiese setzte, ein altes, vergilbtes Buch in die Hand nahm und mit seinen knochigen Fingern eine Geschichte aufschlug . . .

Die hatte seine Mutter ihm früher als Hütejunge erzählt. Es war ein so schönes Märchen . . . Ob die Jungmädel es nicht auch einmal spielen wollten? — — Und das haben sie für den nächsten Sommer vor.

Margot Jordan.

Diese ganze bunte und farbenfrohe Welt — von den Plakaten bis hin zu den Handtuchbärten und dem Königsmantel, ja bis zu diesem Riesenkamel — haben wir Jungmädel selbst geschaffen

Die Kinder von Kirwang

Von Gottfried Rothacker. Copyright by Verlag Junge Generation, Berlin

Etwas außerhalb des Dorfes stand das Tenglerhaus. Es sah aus, als wäre es viele hundert Jahre alt. Halb schien es in die Erde gesunken, so niedrig lagen die Fenster über dem Boden, und so wuchtig lag das wettergeschwärzte Dach auf dem niedrigen Mauerwerk.

Es war aber gar nicht so alt, es stand kaum fünfzig Jahre. Zwei Brüder, Arbeiter auf dem Gutshof, hatten es mit eigenen Händen erbaut. Niemand hatte ihnen dabei geholfen, kein Maurer und kein Zimmermann.

In diesem Hause lebten die Brüder noch lange vierzig Jahre, bis sie beide, allen Leuten zur Verwunderung, am gleichen Tage starben. Das geschah im ersten Jahre nach dem Kriege, der die ganze Welt erschütterte und der mit seinen blutdürstigen Händen bis ins letzte Dorf in Böhmen griff.

Da niemand da war, dem das Haus gehörte, und auch niemand einen Anspruch darauf erhob, wurde es auf höheren Befehl verkauft und der Erlös davon, nach Abzug der Kosten und Steuern, dem Armensäckel der Gemeinde zugeschlagen. Viel war's ja nicht.

Der das Haus kaufte, war ein wohlhabender tschechischer Bauer aus einem Nachbardorf, den man im Dorfe kaum dem Namen nach kannte. Lange dachte man nach und sprach darüber, was der bloß mit dem Hause wollte. Aber das wußte keiner, und das Nachdenken und Reden hörte auf.

Zwei Jahre stand das Haus leer. Dann kam Leben hinein. Die Frau eines Arbeiters, der die Woche über in einer nahen Stadt Fabrikarbeit tat, hatte ein kleines Erbgeld erhalten.

Und da Mann und Frau samt einem kleinen Mädchen in einem kleinen, feuchten und unfreundlichen Ausgedingstübel eingemietet waren, dachten sie daran, und es war ihr größter Herzenswunsch, das Batzenhäusl von dem Tschechen zu kaufen, der es ohnehin nicht brauchte und leer stehen ließ.

Nun aber war das Häuschen auf einmal dreifach im Werte gestiegen, und das Erbgut langte nicht hin und nicht her. Trotzdem kam der Kauf zustande. Freilich blieb der halbe Kaufpreis als Schuld auf dem Hause stehen. Das war ein bitterer Tropfen im erfüllten Wunsch. Aber wer jung ist und bei guten Kräften, der hofft, mit Fleiß und Sparsamkeit Zinsen und Schuld im Laufe der Jahre bezahlen zu können.

Weil der Arbeiter und neugebackene Hausherr Tengler hieß, nannte man das Batzenhäusl im Dorf nunmehr Tenglerhäusl, und der alte Name wurde vergessen.

Jahr für Jahr gab Tengler dem Haus einen neuen Anstrich, so daß es immer blendend weiß war wie frischgefallener Schnee. Seine Frau hielt auf Ordnung. Es war in der großen Stube, von der zwei kleine Fensterlein auf die Gasse und eins in den Hof sah, immer blitzblank sauber, genau so wie in der Küche mit dem klobigen Ziegelherd und in der geräumigen Kammer.

Eines Tages machte er sich daran, in der Kammer, in die nur ein winziges Lichtfenster mündete, ein Loch durch die Mauer zu brechen. Darein paßte er einen Fensterstock, setzte Glasscheiben in die Rahmen; nun war die Kammer zur Stube geworden. Aus Pfosten und Brettern zimmerte er drei Bettstellen, und von nun an mußten die Kinder in der Kammer schlafen. Die große Stube war zu klein geworden; denn Frau Tengler hatte zu dem Mädchen ihrem Mann noch drei Buben geschenkt, den Fritz, den Hans und den Pepi. So schnell waren die Jahre vergangen, daß aus dem kleinen Mädchen die neunjährige Anna geworden war, aus dem kleinen Kind eine flinke und willige Gehilfin.

Eben kam Anna aus der Schule; sie sah, als sie in den Hof trat, ihre Mutter im Garten. Sie mähte Gras mit der Sichel, für Bose, die Ziege. Aus dem Hause drang Kindergeschrei.

Flugs lief Anna hinein und nahm sich kaum Zeit, ihre Schulbücher im Vorhaus in den Schrank zu werfen. Pepi war aufgewacht und krähte in seiner Holzwiege zornig und böse. Anna beugte sich über ihn und redete ihm gut zu, bis er einschlief. Dann machte sie sich behutsam an ihre Arbeit.

Da kam die Mutter herein. Mit einem Blick übersah sie die getroffenen Vorbereitungen und fuhr Anna liebkosend über den Scheitel, ohne ein Wort zu sagen. Beim Herd kniete sie nieder, steckte Reisig und Strohwisch ins Feuerloch, hielt ein brennendes Zündholz daran, und schon prasselten die Flammen fröhlich im Ofen.

Anna hatte der Mutter dabei zugesehen. Sie sah ihr schweigend ins Gesicht. Da merkte sie, ach ja, daß die Mutter ein ganz anderes Gesicht hatte als sonst. Es war nicht das fröhliche Gesicht der anderen Tage. Oh, Mutter war immer gut und sang gern ein Liedchen. Mutter konnte gar schön singen. Oftmals spielte sie bei ihrer Arbeit zwischendurch mit den Kindern, als wäre sie selbst ein Kind. Aber heute? Heute hatte die Mutter noch kein Wort gesprochen. Heute sah sie, da sie vor dem Ofen kniete, so sonderbar und unbeweglich vor sich hin. Auf der Stirn stand eine kleine Falte wie ein häßlicher kleiner Strich im lieben Gesicht.

Da fühlte Anna plötzlich ihr Herz klopfen, als müßte sie sich vor irgendwas fürchten; sie trat vor die Mutter hin, die immer noch da kniete, legte ihre Ärmchen um den mütterlichen Hals und flüsterte, halb fragend, halb aufmunternd: „Mutterla?"

Da stand die Mutter auf und sah lächelnd auf Anna herab. Gottlob, die böse Falte war verschwunden. Die Frau sah ihrem Kinde eine Weile in die Augen und sagte: „Is gut, Anna, schon is gut."

Schon neigte sich der Tag zu Ende, als der Vater kam, rechts und links neben sich den Fritz und den Hans, die ihm auf der Straße ein weites Stück entgegengelaufen waren. Erst wusch er sich im großen Wasserschaff beim Essen, nur die Mutter sah manchmal fragend zum Vater hinüber.

Nach dem Essen lehnte der Vater sich im Stuhl zurück und sah auf die Decke. Auf einmal sagte er, und man merkte seiner Stimme an, daß sie anders klang als sonst: „Das muß ich dir sagen, Klara, ab nächste Woche gibt's einen Zwanziger weniger zum Verzehren."

Die Mutter, die eben einen Teller aus dem Abwaschschaffel nahm, um ihn abzutrocknen, hielt plötzlich inne und sah auf ihren Mann. Sie zeigte nicht, daß es sie erschreckt hatte, als sie fragte: „Ja, was denn, Karl? Warum denn das?"

Der Vater änderte auch jetzt seine Stimme noch nicht, als er fortfuhr: „Man hat uns einen Laufzettel zu lesen gegeben; und da stand zu lesen, daß die Firmen gezwungen wären, die Löhne herabzusetzen."

Ganz konnte die Mutter sich jetzt nicht mehr fassen: „So mir nichts, dir nichts? So schnell? Und ihr? Was habt ihr denn dazu gesagt? Oder hat man euch gar nicht gefragt?"

Vaters Stimme klang plötzlich scharf und ärgerlich: „Gefragt? Wer wird denn uns schon fragen? Es stand ja auf dem Zettel, klipp und klar, und der Dümmste von uns war gescheit genug, um es zu verstehen: Es wird keiner gezwungen, bei kleinerem Lohn zu arbeiten. Wer will, kann gehen. Es wird niemand gehalten."

Darauf die Mutter: „Und? Und?" — Ganz langsam gab der Vater zur Antwort: „Es ist keiner gegangen. Sie bleiben alle." Die Mutter wußte nicht, was sie sagen sollte. Anna stand beim Ofen und sah bald auf den Vater, bald auf die Mutter. Die Jungen lärmten auf dem Hofe.

Da stand der Vater auf und ging um den Tisch herum, ohne seinen Blick auf die andern zu werfen. Dann sagte er, und man fühlte es, wie er die Worte mühsam aus seiner Brust preßte: „Das wäre das Schlimmste nicht, Klara. Wir werden mit dem wenigen auch auskommen müssen. Denk an den Lindner, der hat acht Kinder und verdient auch nicht mehr als ich. Wir haben den Garten, da wächst doch etwas drauf. Wir werden noch mehr sparen. Es wird schon gehen. Aber — —"

Er machte eine Pause und sah die Mutter mit dunklen Augen an: „— — aber das ist nicht alles. Wenn es so bliebe, wäre es gut. Aber heute hat man dreißig von uns die Kündigungszettel in die Hand gedrückt. Wegen Arbeitsmangel, stand darin. Aber wir haben Augen und Ohren, und es hat sich schnell herumgesprochen, warum die dreißig gehen müssen. Weil der Leiter unserer Abteilung ein Tscheche ist und gesagt hat, er will tschechische Arbeiter haben und nicht Deutsche, die er nicht brauchen könne. Und weil das der Grund ist, deswegen werden die dreißig nicht die letzten sein, die um ihren Verdienst kommen. Es fragt sich nur, wann wir dran glauben müssen. Ob schon in einer Woche oder erst später. So steht's."

Die Frau sah, wie in ihrem Mann die Erregung wuchs. Sie dachte im Augenblick nur daran, ihn zu trösten. Man muß nicht immer gleich das Schlimmste fürchten. Vielleicht wird es gar nicht so arg werden. Sie wußte, was für ein guter und welcher Mensch ihr Mann war. Aber sie wußte auch, wie sehr ihn eine erlittene Ungerechtigkeit kränkte. Eine Sache mit der andere Leute im Nu fertig waren, an der konnte er wochenlang leiden und tragen.

Frau Klara trat zu ihrem Mann und legte die Hände auf seine Schultern: „Wir wollen's abwarten, Karl. Vielleicht kommt das Unglück gar nicht, und dann ist aller Kummer eine unnütze Sache. Und wenn es kommt, dann wird uns Gott helfen, es tragen." Der Mann gab keine Antwort. Er holte tief und schwer Atem und setzte sich auf die Bank beim Ofen. Frau Klara setzte sich neben ihn. In die Stille hinein tickte schwerfällig die Uhr.

Da sagte Anna, die immer noch reglos dastand und die Gefahr zu fassen suchte, die in der Stube plötzlich bei ihnen stand, und es war nicht zu leugnen, daß ihre Stimme ruhig und mild klang wie die eines tröstenden Engels: „Ich will Boses Futter zurechtmachen, Mutter, wenn's recht ist." Dann ging sie hinaus.

Frau Klara aber mußte ihrem Mann noch erzählen, was sich am heutigen Vormittag zugetragen hatte und was sie beunruhigte, ohne daß sie wußte, warum. Am Vormittag hatte sich folgendes zugetragen: Da war der Tscheche gekommen, von dem sie das Haus gekauft hatten, und Frau Klara wunderte sich darüber. Denn sonst zeigte er sich das ganze Jahr nicht. Auch die Zinsen und Abzahlungen holte er nicht ab, sondern man mußte sie ihm hinbringen.

Heute aber war er im Hause umhergegangen und hatte in alle Winkel geguckt, ohne ein Wort zu reden. Als Frau Klara ihn fragte, ob er denn was suche, sagte er nur: „Nichts, nichts!"

Im Weggehen kehrte er sich in der Haustür um und sagte so nebenbei: „Immer pünktlich zahlen, ise Hauptsache, pani Tenglerova. Dobrej wetscher!" Mit diesem tschechischen Abendgruß ging er davon.

Was sollte das bedeuten? Hatte der Tscheche das Recht, in ihrem Hause umherzugehen, als gehörte es noch ihm? Hatten sie nicht immer pünktlich ihre Schuldraten bezahlt? — Tengler, der den Tschechen öfters in der Stadt traf, wollte ihn einmal fragen . . .

Am Abend, als alle schon in den Betten lagen und nachdem Anna ihren Brüdern das Abendgebet vorgesprochen hatte, konnte Tengler keinen Schlaf finden. Am Atem seiner Frau hörte er, daß auch sie wach lag und ihren Gedanken nachging. Mitten in dieser Dunkelheit kam ihm ein Gedanke: „Wie, wenn ich arbeitslos werde und dem Tschechen die Schuldraten nicht mehr zahlen kann?"

Zuerst fiel ihm dieser Gedanke auf die Brust wie ein harter Stein. Aber dann sagte er sich immer wieder, und er dachte dabei an die Worte seiner Frau: „Es kann nicht viel geschehen,

und der Mann wird warten. Es warten andere Gläubiger auch und haben Geduld mit ihren Schuldnern. Wenn er säumig blieb, so war ein Unglück daran schuld. Man wird ihm das nicht verübeln. Das Haus wegnehmen und versteigern —", der Gedanke nahm ihm für einen Augenblick den Atem, — „das konnte man nicht. Das war ja, war ja unmöglich!" — Endlich fiel er in einen schweren drückenden Schlaf.

Franzens kleines weißes Kätzchen hatte den ganzen Tag über auf dem Fenstersims gelegen, mollig auf ein weiches Tuch gebettet, und hatte sich nicht vom Fleck gerührt. Aber es hatte die gebotene Milch sauber aus dem Napf geleckt und das Stückchen Speck, das Franz der Mutter abbettelte, verspeist . . .

Zehnmal und öfters hatte Franz tagsüber nach seinem Liebling gesehen, hatte ihn sanft gestreichelt und lange mit ihm gesprochen. Zwischendurch fragte er das Tier mehrmals: „Weiß Miezla nicht, wer ihm das gemacht hat? Hat Miezla nicht gesehen, wer es geschlagen hat oder mit einem Stein geschmissen? Warum kann Miezla nicht reden? Gewiß hat es ihn gesehen." Er breitete das Tüchlein sorgfältig über das Kätzchen, daß nur der Kopf herausah mit den kugeligen, grünen Augen, mit dem schwarzen Sehschlitz mittendurch.

Mit besonderer Sorgfalt wusch Franz sich heute, kämmte sich ins Haar den sonst ungewohnten glatten Scheitel und bürstete an seinen Kleidern, daß auch ja nicht ein Staubkorn daran hängenblieb.

Vor der Schule sammelten sich die Kinder; erst beim Ertönen der Glocke gingen sie zwei und zwei, voran der Lehrer, der den schwarzen Schlapphut feierlich vor der Brust hielt, zum Kirchlein.

Da kam der Pfarrer auch schon die Dorfstraße herunter, wie ein Riese im schwarzen Rockgewand, das ihm um die Beine flatterte. Ihm zur Rechten ging der Gemeindevorsteher, ein kleiner und untersetzter Mann, der immer zwei Schritte machte, wenn der Pfarrer einen machte.

Man sah, daß der Pfarrer auf ihn einredete. Der Vorsteher schien aufmerksam zuzuhören. Pfarrer und Vorsteher aber kamen nicht allein. Wenige Schritte hinter ihm kamen drei Männer. Fremde waren es, das sah man auf den ersten Blick. Ihre Gesichter waren fremd; die kannte keiner.

Die Frau des Vorstehers, die bei den Frauen bei dem Kirchentor stand, wußte Bescheid. „Das sind die Tschechen", sagte die Vorsteherin, „die wir ins Dorf bekommen sollen."

Jetzt warf Franz einen neugierigen Blick auf die Fremden, wie die andern Kinder auch. Die Männer standen gleichgültig da und sahen unbekümmert herum. Nur der Vorsteher sah aus, als müßte er umkehren, weil er etwas zu Hause vergessen hätte.

Das waren Tschechen? Franz war erstaunt, in den Tschechen Menschen zu sehen, die sich durch gar nichts von den andern unterschieden. Gleichwohl erweckte es in ihm ein bedrückendes Gefühl, jene Leute wahrhaftig vor sich zu sehen, von denen, wenn man von ihnen sprach, nicht viel mehr zu sagen war, als daß sie die Feinde der Deutschen waren.

Froh war er, daß sie der Lehrer endlich in die Kirche führte, wo sie im Gange zwischen den Bänken Aufstellung nahmen. An ihnen vorbei ging der Vorsteher mit den drei Fremden. Vorn stiegen sie trampelnd in die knarrenden Bänke.

Gleich darauf hörte man den undichten Blasebalg der winzigen Orgel fauchen, schon schellte der Kirchendiener das dreifache Glöcklein, und der Pfarrer schritt die zwei Treppen zum Altar empor. Die Orgel klang auf. Heute wollte Franz eine feierliche Stimmung gar nicht überkommen. Immer wieder mußte er an die drei Männer denken, die jetzt vorn in der Kirchenbank saßen. Sie waren ihm Vorboten einer drohenden Welt. Ob sie wohl lange hierbleiben würden? Was sie wohl im Dorfe wollten?

Franz schüttelte wirklich den Kopf, um diese Gedanken zu verscheuchen . . . Da erklang auch schon der Schlußakkord der Orgel. Die Menschen erhoben sich in den Bänken. Alles strömte hinaus. In der Tür, wo sich die Leute stauten, wurden auch die Kinder zusammengedrängt, und plötzlich stand Gustav neben Franz und sagte etwas, wobei er den Mund grinsend verzog.

Jetzt erst erinnerte sich Franz daran, daß er den ja fragen wollte, wie sich das mit dem Kätzchen verhalte. Er sollte ihm Rede stehen, klipp und klar, ob er den schändlichen Stein auf seinen weißen Liebling geworfen hatte.

Franz faßte Gustav beim Ärmel, damit er ihn im Gedränge nicht verlöre. Als sie draußen auf der Straße waren, fragte Gustav: „Was willst du von mir? Warum hältst du mich fest?"

Die Leute hatten sich schon zerstreut. Die beiden Buben waren fast allein auf der Straße. Franz packte Gustav nun auch mit der zweiten Hand an der Brust und zog ihn nahe an sich heran. Dann fragte er, voller Wut, weil er sah, wie sich Gustav feige um Hilfe umsah: „Jetzt sagst du, Gustav! Hast du mein Katzla mit an Stein geschmissen?"

Gustav wand sich plötzlich wie ein gefangener Fisch. Er schrie los; aber es kümmerte sich niemand um das übliche Gebalge der Kinder. „Laß mich los, Franz, laß mich los!" Der hielt ihn nur um so fester, machten jenem auch die Tränen in die Augen steigen: „Erst sagst mir, ob du geschmissen hast. Ja oder nein! Ich schlag dich in den Dreck, wenn d' nicht redst!"

Gustav stöhnte unter Schluchzen: „Ich weiß von nichts! Ich weiß von kan Katzla!"

Da nahm Franz die Hände von ihm und sagte, wie man zu einem winselnden Hund reden mag: „Verschwind, du — —!" Schon rannte der davon. Franz sah ihm finster nach. Nach kaum dreißig Schritten blieb Gustav stehen, drehte sich um und hob die Hand. Er rief, aber nicht mehr unter Tränen und Schluchzen und feiger Angst, sondern mit haßerfülltem Hohn: „Ich war's! Ich war's! Und sonst niemand!"

Franz fühlte eine heiße Welle in seiner Brust. Er sah im gleichen Augenblick, daß er den Feind jetzt nicht mehr zu fassen bekam. Er preßte die Zähne auf die Unterlippe und knirschte vor sich hin: „Das zahl' ich dir heim. Ich krieg' dich schon." Dann ging er nach Hause, als sei nichts geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

Blick in die Welt

Zur außenpolitischen Lage

abgeschlossen am 28. Juni 1938

Schwierigkeiten im englischen Weltreich

„Schwierigkeiten im englischen Weltreich." Wenn man diese Ueberschrift liest, könnte man sagen: Was gehen uns die Schwierigkeiten des englischen Empires an? Wir leben in Mitteleuropa und haben uns hier mit unseren Gegnern auseinanderzusetzen. Was kümmert es uns, ob England in Palästina oder Indien mit aufständischen Eingeborenen zu kämpfen hat oder Aegypten seine Selbständigkeit zurück erhält und damit aus dem englischen Staatenverband ausscheidet.

Diese Ansicht ist grundfalsch. Gerade die Politik der letzten Jahre hat klar gezeigt, daß es für unser Volk durchaus nicht gleichgültig ist, ob sich z. B. das englische Imperium in wichtigen Lebensinteressen (Weg nach Indien) durch das Vorgehen Italiens (Abessinien) in Ostafrika bedroht fühlt oder ob Japan im Ferner Osten seinen Kampf gegen China siegreich beendet.

Mit Nivea in Luft und Sonne

Geschichte einer merkwürdigen Wette

Rolf traf am Strand seinen Freund Herbert, der mit seiner braunen Haut auffiel. „Wetten wir", sagte Rolf zu ihm, „daß ich nach kurzer Zeit noch brauner bin als du?" Nach einigen Tagen sahen sie sich wieder: Rolf rot wie ein Krebs, Herbert noch tiefer gebräunt. Rolf hatte nicht daran gedacht, daß man sich einreiben muß, wenn man länger in der Sonne bleiben will. Herbert hingegen nahm Nivea-Creme, die infolge ihres Gehalts an Euzerit tief in die Haut eindringt und diese tiefe Bräunung zuließ.

Nivea-Creme: 12 bis 90 Pf.
Nivea-Öl: 30 Pf. bis 1.10 RM

Der ungestörte innere Aufbau des Deutschen Reiches, die Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht, die Wiedererlangung der Wehrhoheit und schließlich der Anschluß Deutschösterreichs wäre nicht möglich gewesen ohne das Erstarken des ganzen deutschen Volkes. Genau so wichtig für die Durchsetzung dieser Maßnahmen ist aber auch die augenblickliche Bindung englischer Streitkräfte an entferntere Stellen der Erde gewesen.

Für England standen in diesen Jahren wichtigere Interessen auf dem Spiel. Alles Drängen von seiten Frankreichs, das englische Unterstützung für einen Schritt gegen das Deutsche Reich forderte, blieb ohne Erfolg. England lehnte es ab, in Europa auf Abenteuer auszugehen, deren Ausgang recht ungewiß war. Es fürchtete die Rückwirkungen auf seine in der ganzen Welt verstreut liegenden Besitzungen. Da sich Frankreich aber allein zu schwach fühlte, war es gleichfalls gezwungen, Ruhe zu halten.

Diese kurzen Ueberlegungen zeigen deutlich, wie wichtig es ist, bei der Beurteilung von politischen Vorgängen auch kleinere Ereignisse zu berücksichtigen, die sich scheinbar ganz am Rande des Weltgeschehens ereignen. Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, einige dieser Vorgänge kurz zu skizzieren und in einen größeren Zusammenhang gestellt, aufzuzeigen.

Zum Krieg in Spanien

„U-Boot unbekannter Nationalität versenkt englischen Dampfer." „Englischer Dampfer von unbekanntem Flugzeug bombardiert." Das sind Schlagzeilen, die wir alle aus den Zeitungen der letzten Wochen kennen. Was unternimmt das mächtige England gegen derartige Provokationen? England, dessen Kreuzergeschwader auf allen Weltmeeren zu Hause sind, protestiert feierlich einmal bei Franco, zum andernmal bei den Roten in Barcelona. Es droht mit Gegenmaßnahmen, unternimmt aber praktisch nichts. Warum dies alles?

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Spanien zur Sicherung der Durchfahrt durch das Mittelmeer von größter Bedeutung ist. In der Hand eines Gegners zerstört es die Verbindung zwischen Gibraltar und Suez, in der Hand eines Freundes, bzw. eines schwachen Staates können die spanischen Häfen jederzeit als Stützpunkte für die englische Mittelmeerflotte dienen. Hinzu kommt ferner noch, daß England gerade jetzt, wo es eine Aufrüstung größten Stils begonnen hat, die ertragreichen Eisenerzlager der baskischen Provinzen im Norden Spaniens und die Kupfer- und Bleilager im Süden dringend benötigt. Zu erwähnen wäre in diesem Zusammenhang ferner noch, daß Spanien das zweitgrößte Produktionsland der Erde für Quecksilber ist.

Aus diesen Feststellungen ergibt sich die Politik Londons. Auf eine möglichst kurze Formel gebracht, ist diese etwa folgende:

Wenn irgend möglich, Aufspaltung Spaniens in zwei selbständige Staaten — Nationalspanien und Rotspanien —, die man später je nach Bedarf gegeneinander ausspielen kann. Solange die Entscheidung noch nicht gefallen ist, es mit keinem der beiden Gegner verderben. Beide durch Lieferungen, an denen man selbstverständlich schwer verdient, möglichst für alle Zukunft verpflichten.

Mit dieser Politik glaubt man die beiden anderen Bewerber um die Gunst der zukünftigen Machthaber in Spanien, Frankreich und Italien aus dem Feld schlagen zu können.

Araber und Juden in Palästina

Als es im Weltkrieg darum ging, das Deutsche Reich und seine Verbündeten auf die Knie zu zwingen, bemühten sich unsere Gegner, durch alle möglichen und unmöglichen Verträge und Zugeständnisse Bundesgenossen zu gewinnen. Auf diese Weise gelang es unseren Gegnern auch schließlich, 27 Staaten zur Teilnahme am Kriege gegen uns zu gewinnen. Eine Tatsache, die ihnen kaum zum Ruhm gereichen dürfte.

Was bedeutet diese Sekunde für Ihre Zähne?

Diese Sekunde, in der Sie abends gähnen, bedeutet für Ihre Zähne sehr viel. Jetzt ist nicht nur Zeit, bald schlafen zu gehen, sondern ebenso wichtig ist es, die Zähne zu putzen. Bisher dachten Sie vielleicht, daß das Zähneputzen nur morgens wichtig sei. Wer so denkt und seine Zähne abends nicht putzt, vergißt aber, daß sich über Nacht jener grau-gelbe Belag auf den Zähnen bildet, der sie so unschön macht. Gerade das muß man verhindern – und zwar durch regelmäßiges Zähneputzen vor dem Schlafengehen. Dann bleiben die Zähne weiß. Zu einer richtigen Zahnpflege gehört aber dann noch eins: eine Zahnpasta, die in die feinsten Rillen und Winkel dringt. Das ist Nivea-Zahnpasta.

40 Pf. die große Tube
25 Pf. die kleine Tube

Alle Marmeladen kocht man in 10 Minuten mit Opekta

in 10 Minuten

10 Jahre hält das große Vertrauen zu Opekta unvermindert an. Millionen Hausfrauen wissen aus eigener Erfahrung, daß es nichts Besseres gibt.

Preise herabgesetzt: Normalflasche ~~88~~ 78 Doppelflasche ~~1.55~~ 1.45

Damals versprach England den Juden die Errichtung eines selbständigen Staates in Palästina, und bekam dafür als Gegengabe die Unterstützung der jüdischen Hochfinanz. Gleichzeitig sicherte England dasselbe Palästina aber auch den Arabern zu, und diese nahmen daraufhin den Kampf gegen die deutsch-türkischen Truppen im vorderen Orient auf.

Im bürgerlichen Leben nennt man einen derartigen Vorgang Betrug, wenn jemand eine Sache, die ihm zu alledem gar nicht einmal gehört, gleichzeitig an zwei Leute verkauft. Im Völkerleben spricht man von „hoher Politik". Gegen den schärfsten Protest der arabischen Kreise wurde Palästina nach dem Weltkrieg englisches Mandat. Es bekam also keiner von den beiden, denen man es zugesagt hatte. Eine Kette von Aufständen in den folgenden Jahren bis in unsere Tage zeugt davon, daß die Araber unter keinen Umständen bereit sind, auf ihre Rechte zu verzichten. Sie hatten im Weltkrieg diese Rechte auf Palästina mit ihrem eigenen Blute bezahlt und drangen nun auf die Einlösung der gegebenen Versprechen. Doch gegen englische Panzerwagen und Tanks mußten sie den kürzeren ziehen. So wurde ein Aufstand nach dem anderen blutig niedergeschlagen.

Inzwischen nahm die jüdische Einwanderung, die von den Engländern unterstützt wurde, von Jahr zu Jahr zu. Um der drohenden Überfremdung und drohenden Entrechtung zu entgehen, griff die arabische Bevölkerung 1937 erneut zu den Waffen. England sah sich gezwungen, gegen die Aufständischen seine besten Regimenter einzusetzen. Da die Araber von den übrigen arabischen Staaten und einigen fremden Staaten mehr oder weniger offen unterstützt wurden, nahm der Kampf immer ernstere Formen an. Die arabischen Führer wurden verhaftet und aufgehängt oder verbrannt. Die Erregung unter den Arabern stieg. Arabische Dörfer wurden dem Erdboden gleichgemacht. Die Araber gingen vom offenen Kampf zu Terror- und Sabotageakten über. Die Erregung stieg weiter! Eine Kommission nach der anderen reiste von London nach Palästina, um die Lage zu untersuchen und Vermittlungsvorschläge auszuarbeiten. Das Ergebnis war der Aufteilungsplan Palästinas in einen jüdischen und arabischen Staat, sowie ein englisches Restmandat. Ein Wutschrei ging durch die arabische Welt. Die Antwort Englands waren neue militärische Maßnahmen. Der Kriegszustand wurde zum Dauerzustand in Palästina.

Warum ein derartiger Kräfteeinsatz? Auch hier nehmen wir als erstes die Karte zur Hand. Wir sehen, daß Palästina in strategischer Hinsicht für England von großer Bedeutung ist:

1. Es ist eine ausgezeichnete Flankensicherung für den Suezkanal, 2. für den Flugweg nach Indien ist es eine wichtige Zwischenstation, 3. in Palästina enden die großen Ölleitungen aus dem Irak, die für die Versorgung der englischen Mittelmeerflotte von größter Bedeutung sind.

Diese drei Punkte genügen England, um sich über die gegebenen Versprechungen und Rechte eines Volkes auf seinen Grund und Boden hinwegzusetzen.

H. Menzel.

STREIFLICHTER

Hauswirtschaftliches Pflichtjahr mit allem Komfort

Manche Leute sind sehr dumm, d. h. sie bilden sich ein, sie wären die Oberschlauen und die anderen wären dumm; und weil sie sich das so fest einbilden, geben sie es auch noch schriftlich in die Zeitung, wie dumm sie sind — und merken gar nicht, wer der Blamierte ist.

Zu dieser Sorte gehört auch eine bestimmte Art von Eltern, eine bestimmte Art von Töchtern. Für ihre Einstellung, für ihre Gesinnung sollen einige Anzeigen sprechen, die wir ganz zwanglos aus einer Reihe von Zeitungen gegriffen haben:

„Abiturientin (Werkabitur), katholisch, 19 Jahre, aus guter Familie, F ü h r e r s c h e i n, sucht zwecks Ableistung des Pflichtjahres Aufnahme als Haustochter in gutem Hause bei vollem Familienanschluß, w o M ä d c h e n v o r h a n d e n."

Oder: „Pflichtjahr, Stellung in b e s s e r e m Haushalt oder G u t; Lyzeum, Handelsschule besucht . . ."

Oder: „Suche für meine Tochter (Abitur), schon im Haushalt gewesen, in Stettin oder an der See Stelle als Haustochter, wo M ä d c h e n v o r h a n d e n, mit Familienanschluß . . ."

Oder: „Beamtentochter, 18 Jahre, vereinigte Prima besucht, sucht Stelle auf dem Lande (R i t t e r g u t) zur Ableistung des Pflichtjahres . . ."

Oder: „Zwei Mädel mit mittlerer Reife möchten z u s a m m e n in G u t s h a u s h a l t oder F ö r s t e r e i ihr Pflichtjahr ableisten . . ."

Was stellen sich nun eigentlich diese Mädel unter dem Hauswirtschaftlichen Pflichtjahr vor, und was für Gründe haben ihrer Ansicht nach den Beauftragten für den Vierjahresplan, Hermann Göring, bewogen, das Pflichtjahr für Mädel einzuführen? Hat er geglaubt, es wäre für höhere Töchter, die „Abiturientinnen" und „Beamtentöchter" sind, die sich durch diese Hervorhebung als „etwas Besseres" hinstellen wollen, doch gar schön und interessant, sie kämen einmal in „einen vornehmen Gutshaushalt mit Zwölfzylinder", um bei vollem Familienanschluß die einzigartigen Manieren der von Sowieso zu erlernen?

Sollen sie in einem besseren Haushalt, wo Mädchen vorhanden, vormittags den Kanarienvogel mit kosenden Worten pflegen und am Nachmittag mit der gnädigen Frau zum Tanztee fahren? Sollen sie sich auf einem feudalen Rittergut bei anmutigem Geplauder ergehen? Glauben sie etwa gar, daß ehrliche Arbeit für Angehörige der gehobenen Stände zu anstrengend ist?

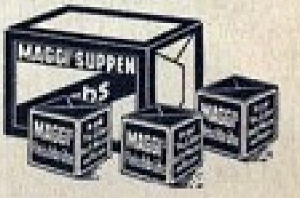
Was für Bilder mögen da hinter den Stirnen dieser Töchter aus gutem Hause ausgemalt worden sein, wenn man so eifrig bemüht ist, gute Schulbildung und Elternhaus hervorzukehren, wenn man mit dem Besitz des Führerscheins prunkt, wenn man

Ein schönes Kleeblatt: Gretel, Lotte und Annemarie

Die Mädels nehmen auf Fahrt stets MAGGIs Suppen und MAGGIs Fleischbrühwürfel mit. Sie wissen: so läßt sich einfach — ohne Mühe — und billig — ein kräftiges wohlschmeckendes Essen bereiten.

MAGGIs SUPPEN 1 Würfel 10 Pfg.

MAGGIs FLEISCHBRÜHE 3 Würfel 9 Pfg.



Werbt für Eure Zeitschrift!

Ratschläge zum Haarwaschen

Das Haarwaschpulver gut auflösen. Zuerst mit wenig Wasser einen Brei anrühren, diesen Brei dann erst verdünnen.

Den ganzen Haarboden mit Schaum gut massieren. Oft werden Stellen hinter den Ohren und im Nacken vergessen.

Den Schaum restlos abspülen und zwar 3 mal mit reinem Wasser, dann strahlt der seidige Naturglanz noch herrlicher.

Nehmen Sie zum Haarwaschen das moderne „Helipon", das heilsame Wirkung hat, dann haben Sie Gewähr, daß Ihr Haar sowie Haarboden gesund bleibt. Sie sind freudig erstaunt, wie schön Ihre Haare werden und finden, daß „Helipon" für Sie doch das Richtige ist.

Es gibt: „Helipon hell" für Blondinen und „Helipon dunkel" für schwarze Haare. Preis 30 ₰ enthält 2 abgeteilte Waschungen, so daß 1 Waschung auf nur 15 ₰ kommt.

Beim Einkauf ausdrücklich „**Helipon**" verlangen.

zur Vorbedingung das Vorhandensein eines Hausmädchens macht und vollen Familienanschluß voraussetzt?

Auf gut deutsch gesagt, heißt das alles nämlich nichts anderes als: Ich muß zwar leider dieses schreckliche Pflichtjahr abmachen, aber so angenehm als möglich. Ich möchte deshalb in ein Haus kommen, wo ich garantiert keine schweren Arbeiten zu machen habe — denn dafür ist das Mädchen da, bzw. das Gutspersonal — aber wo ich an dem regen geselligen Leben der Nachbarschaft teilnehmen kann und im Auto durch die Gegend kutschiere . . .

Leider, leider ist aber dieses böse Pflichtjahr von Hermann Göring nicht erfunden worden, um Rittergutsbesitzern und den Damen aus „besserem Haushalt" in Gestalt reizender junger Mädchen die nötige Gesellschaft zu bringen. Es ist geschaffen worden, weil auf 130 000 offene Stellen in der Landwirtschaft 8000 Arbeitslose, darunter nur 2000 Frauen, kamen; weil am 31. März 1938 bei den Arbeitsämtern fast die vierfache Zahl an offenen Stellen auf eine Hausgehilfin kam; weil die Not der kinderreichen Familien durch das Fehlen geeigneter Haushaltshilfen sich zu einem Notstand ausgewachsen hat, der schwere Gefahren birgt. —

Aber was schert das alles eine gewisse Anzahl von wohlerzogenen Töchtern, die wohl Abitur oder mittlere Reife haben, aber so abgründig dumm sind, daß man es fast schon böswillig nennen möchte. Sollen doch Hunderttausende von Bauernfrauen sich ruhig Tag und Nacht plagen, ihre Kinder und ihr Hauswesen vernachlässigen, um das Notwendigste in Feld, Hof und Stall abzuarbeiten! Soll doch der Bauer weniger Flachs und Hanf anbauen, seinen Viehstand verringern, Geflügel und Kleintiere abschaffen! Soll doch die Nahrungsfreiheit ein frommer Wunsch von Idealisten bleiben! Mag doch die kinderreiche Frau sich überanstrengen, weil es an Hilfskräften fehlt!

Mag doch die Kinderzahl in Deutschland eingeschränkt werden! Laßt uns doch, uns, die wir genug Geld zum Wohlleben haben, laßt uns doch unser komfortables Dasein hygienisch doppelt ab-

Sie sagt es Ihnen ganz zuverlässig

und gar nichts weiter brauchen Sie zu tun, als auf das Etikett zu achten. Dann haben Sie die Gewißheit, daß die Farben halten – –

unübertroffen
waschecht
lichtecht
wetterecht
sagt Ihnen

die Indanthren-Schutzmarke

6

Die Gesundheit ist das größte Glück
Wer Kathreiner trinkt, bleibt gesund

gedichtet, mit Wohlgerüchen umgeben, in lässigem Nachsinnen über ästhetische Dinge vertändeln. Arbeiten — pah! Und wenn unter den heutigen Umständen, im Drang der Aufbauarbeit in Deutschland so ein Hauswirtschaftliches Pflichtjahr eingeführt wird — Gesetze sind für uns nur dazu da, um umgangen zu werden. Wenn schon Pflichtjahr, dann mit allem Komfort!

Wie nötig und wie schön wäre es für diese, ganz besonders für diese Mädchen, sie kämen hinaus zu einer kleinen Bauersfrau, zu einer kinderreichen Hausmutter und lernten arbeiten und wüßten, was das heißt, helfen zu dürfen, helfen zu können diesen Menschen, mit tätig zu sein am großen deutschen Aufbauwerk.

UNSERE BÜCHER

Wille und Macht.

Herausgeber Baldur von Schirach. Verlag Franz Eher, München. Heft 12. Postbezug vierteljährlich RM. 1.80 zuzüglich Bestellgeld.

Das Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend, das in großzügiger, ehrlicher Auffassung sämtliche Themen des innen- und außenpolitischen Lebens, erzieherischer und künstlerischer Gestaltung aufgreift und so in der steten Weiterbildung der Führerinnenschaft einen bedeutenden Raum einnimmt, befaßt sich in dem vorliegenden Heft vorwiegend mit den Fragen des Theaters. An der Spitze verschiedener interessanter Aufsätze steht eine Arbeit von Eberhard Wolfgang Möller, die die „Wiederauferstehung der Großmacht Theater" fordert. Als zu überwindende Gefahr bezeichnet Möller vor allem die übermäßige Abhängigkeit vom Klassikern. Ergänzt wird Möllers Abhandlung durch einen Vorabdruck seines neuen Werkes „Karthogas Untergang". In einem Artikel „Der geistige Großraum", der sich mit der inneren Notwendigkeit des Reichsführerlagers in Weimar befaßt, stellt der Hauptschriftleiter, Günter Kaufmann, heraus, daß die vielseitige Erziehung des Führerkorps niemals als persönliche Bereicherung angesehen werden darf, sondern ihren Sinn nur in der Auswertung für die Gemeinschaft erhält. — Besonders interessiert ferner in dem gleichen Heft ein längerer Beitrag über „Den Letzten von Hohenzollern".

Margot Jordan.

Wir-Bekenntnis der Gemeinschaft.

Ein Spruchbuch, herausgegeben von Oskar Lukas und Helmut Pfeifer beim Adam Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz und Leipzig.

In der Zeit des Sieges und völligen Durchbruchs der Volksgemeinschaft im Idee und Wirklichkeit ist es ein naheliegendes Unterfangen, aus den Werken der Großen unseres Volks in Geschichte und Gegenwart alle jene Stimmen auszusuchen und zusammenzustellen, die sich zu dieser Gemeinschaft bekennen und sich zu ihr bekannten, als diese noch nicht „Zeitgeist" war. Aus diesem vorliegenden Spruchbuch, das mehr sein will als ein Hilfsbuch für Fest- und Freizeitgestaltung, spricht jenes Wollen, das schon jahrhundertelang um den deutschen Menschen und seine völkische Lebensform ringt, und das heute zum sieghaften Durchbruch gekommen ist. Wir finden aber nicht eine billige Aneinanderreihung von Zitaten von Anacker über Goethe bis Yorck und Zweigelt, sondern eine sinnvolle Unterteilung unter Gesichtspunkten, die der Sammlung ein klares Profil geben. Einige davon nennen sich „Wille", „Heldisches Leben", „Kampf", „Ewiges Bekenntnis". Dieses Spruchbuch ist eine Fundgrube für jeden, der den Inhalt der Zeit in den Worten der führenden Geister seines Volkes bestätigt sehen will.

Dr. Karl Lapper.

Erziehung durch Erleben.

Von Johannes Rodatz. Verlag Wilhelm Limpert, Berlin; 140 Seiten, davon 80 Seiten Bilder. Broschiert 2.20, Leinen 3.20 RM.

Das in der Führerinnenschaft und den Einheiten bereits gut bekannte Buch von Obergebietsführer Rodatz, dem Leiter des Reichsverbandes für deutsche Jugendherbergen, ist in einer zweiten, neu bearbeiteten Auflage erschienen. In Text und Bild ist es bereits um die neuesten Pläne und Vorhaben des Jugendherbergswerkes bereichert und gibt in zahlreichen Aufnahmen von Modellen und fertiggestellten Häusern einen Einblick in die intensive Arbeit der letzten Jahre.

Hermine Lehing.

Bauern, Kumpels, Kameraden

Herausgegeben von Heinz Ehring. Verlag Dr. Friedrich Osmer, Berlin. 145 Seiten, 86 Photos und Zeichnungen. Preis: 4,80 RM.

Von dem harten Tagewerk im Kohlenpott des Reiches, vom Kampf um den weiten westfälischen Raum und von dem gesunden Leben der Jugend auf Fahrt, im Lager und im Alltag spricht dieses Buch. Hier ist erkannt, daß die Liebe zur engeren Heimat Kräfte für größere Aufgaben freimacht. So will dieser Band auch für den Nichtwestfalen Schlüssel zum Verständnis des westfälischen Menschen und seines Landes sein. Ausgezeichnete Beiträge — u. a. Arbeiten von Josefa Berens-Totenohl und Maria Kahle — sowie gute Photos und Zeichnungen zeigen Westfalen in seiner ganzen Vielgestalt. Sie machen das Buch, das in Zusammenarbeit mit der Gebietsführung der westfälischen HJ. entstanden ist, zu einem schönen Besitz.

Margot Jordan.

Die Aufnahmen dieses Heftes wurden zur Verfügung gestellt von: S. 1: Linden-Verlag; S. 2, S. 4: Doris Paschke; S. 3, S. 4, S. 5, S. 15, S. 19 (2), S. 24, S. 25; Giegold-Schilling; S. 5; M. Stueber; S. 5; Presse-Bild-Zentrale; S. 6, S. 8 (2); Atlantik; S. 6, S. 7; Hans Blittner; S. 7 (4), S. 8 (2); Weltbild; S. 8, S. 18, S. 19, S. 24, S. 25; Mauritius-Cornelius; S. 9; Mauritius; S. 9; Weltrundschau; S. 9; Angelika von Braun; S. 9; Enno Kind; S. 14; Hein Jaeger; S. 19; Reichsbildstelle der HJ.; S. 25. — Die **Zeichnungen** stammen von: Ferdi Spindel; S. 22/23; Dori Fuhrmann; S. 20/21; Walter Rieck; S. 26/27/28. Die Aufnahme auf dem Umschlag ist von Barbara Soltmann, Obergau Sachsen.

Deutsches Mädel!

Sei anderen Vorbild in der Pflege Deines Körpers ... Deiner Gesundheit. Pflege die Zähne jeden Abend und jeden Morgen mit Chlorodont!

„Das Deutsche Mädel" erscheint einmal monatlich. Bezugspreis 20 Pf. je Ausgabe. Herausgeber: Bund Deutscher Mädel in der HJ., Berlin; Hauptschriftleiterin Hilde Munske, Berlin. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Karl-Heinz Möhle, Hannover. — Verlag und Druck: Niedersächsische Tageszeitung G. m. b. H., Hannover M, Georgstraße 33, Fernruf 5 04 41. DA. 2. Bj. 1938: 158 133; davon Ausgabe Kurmark 6805, Ausgabe Berlin 18 567, Ausgabe Pommern 4007, Ausgabe Nordsee 8682, Ausgabe Niedersachsen 8260, Ausgabe Ruhr-Niederrhein 6665, Ausgabe Mittelrhein 3779, Ausgabe Hessen-Nassau 5211, Ausgabe Kurhessen 2004, Ausgabe Mittelland 6444, Ausgabe Sachsen 14 947, Ausgabe Thüringen 4305, Ausgabe Franken 2993, Ausgabe Hochland 4989, Ausgabe Mittelelbe 4756, Ausgabe Mecklenburg 3288, Ausgabe Saarpfalz 2417. — Für Reichsausgabe Pl. 10. — Für vorstehend genannte Obergau-Ausgaben: Pl. 9.

Das ruhr-niederrheinische Mädel

Aus Leben und Arbeit des Obergaues 10 Ruhr-Niederrhein

Kleine Ausschnitte aus der großen Führerinnentagung

Die Mülheimer Führerinnentagung ist vorüber. Wieder einmal hat eine Stadt unseres Obergaues fünf Tage lang im Zeichen der Jugend gestanden. 1300 Mädel- und JM.-Führerinnen haben neue Kraft und Sicherheit für ihre Arbeit bekommen. Sie sind in Arbeitsbesprechungen auf die praktische Arbeit des kommenden Jahres ausgerichtet worden, darüber hinaus aber haben sie, und das ist wohl das Wichtigste, durch das erneute Erlebnis der großen Gemeinschaft, in der sie stehen, durch das Erlebnis der Kameradschaft und der unbedingten Zusammengehörigkeit wieder die Begeisterung und den Schwung bekommen, den sie für ihre tägliche Kleinarbeit brauchen.

Aus den scheinbar zufällig aneinandergereihten Referaten, über die in den Tageszeitungen ja laufend berichtet worden ist, ergibt sich bei näherem Zusehen eine einheitliche Linie:

Pg. Rübel, Köln, gab mit seinem Referat über „Nationalsozialistische Weltanschauung" die Grundlage, die große Gesamtausrichtung, nicht nur für diese Tagung, sondern für alle Führungsarbeit überhaupt. Zwei Referate dienten der wirtschafts- und sozialpolitischen Schulung, die ja für uns besonders wichtig und notwendig ist, da sich hier unsere nationalsozialistische Haltung unmittelbar praktisch auswirken muß.

So sprach Dr. Vögler, Essen, über „Fünf Jahre nationalsozialistischer Wirtschaftsführung unter besonderer Berücksichtigung des Vierjahresplanes und der Eingliederung Oesterreichs" und ging dabei auf die notwendige Mitarbeit der Frauen und Mädel näher ein.

Fräulein Bäumer vom Landesarbeitsamt Köln befaßte sich in ihrem Referat vor allem mit dem Einsatz der Mädel in den haus- und landwirtschaftlichen Berufen. Sie verlangte statt einer Berufsberatung im einzelnen eine Berufslenkung der gesamten schulentlassenen Mädel im Sinne der nationalsozialistischen Aufbauarbeit und rief die BDM.-Führerinnen dazu auf, auch bei den jüngeren Mädeln schon in dieser Richtung vorzuarbeiten.

An diese beiden Referate schlossen sich dann die Ausführungen Elly Fridericis über die wesentlichen Fragen des weiblichen Arbeitsdienstes an, die natürlich bei den Mädeln besonderes Interesse erweckten, da ein Teil ja bereits im Arbeitsdienst war, die anderen ihn noch vor sich haben und sich natürlich eine Menge Fragen beantworten ließen.

Im Freilichttheater gab Gauleiter Florian den Führern und Führerinnen gemeinsam in großen Zügen die allgemeine politische Ausrichtung. Gaustabsleiter Fischer schloß die auf der Führerinnentagung gehaltenen Referate mit Erlebnissen aus der Kampfzeit ab, die auf das kämpferische und schöpferische Moment im deutschen Menschen hinwiesen und damit wieder die Kernwerte der nationalsozialistischen Weltanschauung hervorhoben.

Ueber die größeren Veranstaltungen ist in den Zeitungen der Gaue Düsseldorf und Essen ausführlich berichtet worden. Was aber in keiner Zeitung geschildert werden konnte, das sind die kleinen Erlebnisse, die für die Öffentlichkeit wenig Wert haben, für uns aber zu den schönsten Erinnerungen gehören.

Da ist zunächst das Märchenspiel der Düsseldorfer Jungmädel am ersten Abend.

Voller Erwartung sitzen die 1300 Führerinnen in der Stadthalle, bis dann auf ihr fröhliches Lied, das die Spielerinnen herbeilocken soll, die ganze bunte, glitzernde Märchenwelt hereinzieht in den Saal. Voran der kleine, kecke Hütebub, dann folgen der König und die Königin, der Prinz und die Prinzessin, die böse Kammerfrau, die jetzt noch hochmütig umhersteht, und die guten Mägde in ihren bunten Kleidern.

Der Vorhang geht auf: Die Mägde sitzen im Kreis, singen ein frohes Lied und winden der Prinzessin, die bald zu ihrem Prinzen reiten wird, den Brautkranz. Die fleißigen Mägde in ihren hellen, bunten Kleidern sind die guten Kräfte, die der Prinzessin helfen wollen. Und so geben sie ihr mit den vielen bunten Blumen, die sie in den Kranz winden, lauter gute Wünsche mit auf den Weg.

Auch die Königin hat ein Abschiedsgeschenk für ihr Kind: ein Tüchlein mit drei Blutstropfen, die die Kraft, den Mut und den Stolz des Geschlechtes bergen, und das alte, treue Pferd des verstorbenen Königs. Beide soll die Prinzessin auf ihrem Weg behüten und bewahren.

Aber die böse Zofe sinnt darauf, ihr Böses zu tun. Bald spielt sie sich als die Prinzessin auf. Die drei Blutstropfen fallen in den See, die richtige Braut ist schutzlos der bösen Kammerzofe ausgeliefert.

Es geht nun alles weiter wie im Märchen. Das gute Pferd Falada wird von der falschen Braut des Prinzen in den Tod geschickt, nur sein Kopf darf über dem Tor hängen bleiben. Mit ihm spricht die richtige Königstochter jeden Morgen, wenn sie die Gänse auf die Wiese treiben muß. Dem kleinen, kecken Kürtchen aber kommt die Sache sonderbar vor. Es geht zum König und beklagt sich bitter über seine Helferin, die nichts tue als sich kämmen und mit einem Pferdekopf reden. Keins ihrer goldenen Haare, von denen sie doch wahrlich genug hat, kann er bekommen, so sehr er sich auch bemüht. Der König verspricht ihm, einmal selbst nach dem Rechten zu sehen. Mit dem Prinzen und der falschen Braut kommt er hinaus auf die Wiese. Beide sehen sofort in der armen Gänsemagd die richtige Prinzessin. Die böse Kammerzofe wird mit Schimpf und Schande aus dem

Gauleiter Florian sprach zu den BDM.-Führerinnen und HJ.-Führern

Lande gejagt. Die neue Königin aber wird immer, auch als Herrscherin des Landes, eine treue Gefährtin der Gänsemägde bleiben, die ihr soviel Treue im Unglück bewiesen haben.

Der Vorhang schließt sich über der Märchenwelt, die die Jungmädel vor ihren Kameradinnen aufleben ließen. Mit einem Lied danken ihnen die Führerinnen für diesen schönen Abend.

Bitte von links herantreten . . .

Wir hatten zwar alle das Eßgeschirr vorschriftsmäßig auf den Affen geschnallt, aber es war uns doch lieb, daß wir mit Papptöpfen „hygienisch" essen sollten. Wir dachten noch mit Schrecken an die für 1300 Mädel in jedem Fall unzureichende Spülgelegenheit vom vorigen Jahr zurück.

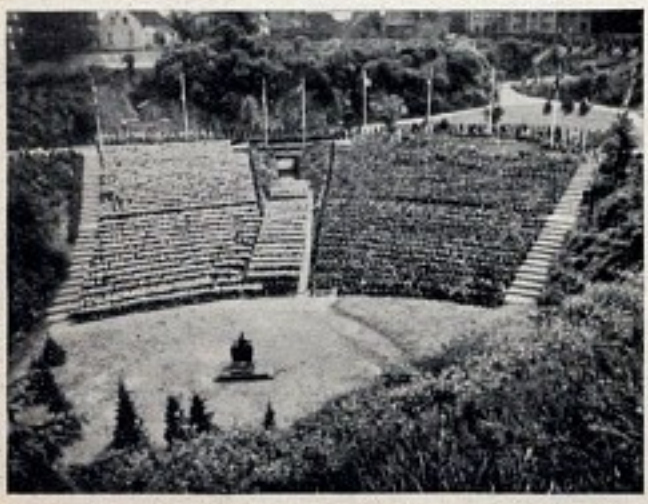
Es war selbstverständlich nicht gerade einfach, so viele Mädel in verhältnismäßig kurzer Zeit anrücken, essen und wieder abziehen zu lassen. Aber dank der guten Organisation klappte alles vorzüglich. Die Gauschule der NSDAP. hatte für uns gekocht, gut und abwechslungsreich. An den drei Eingängen zum Saal „Kirchholtes" stand der „Obergaustab" mit großen Schöpflöffeln und Schürzen, ein ungewohnter Anblick für die meisten von uns. „Bitte von links herantreten . . ." Wir hielten vorsichtig unsere Papptöpfe hin. Klacks — „nicht so viel!" Entsetzte Abwehr bei den einen, zufriedene Zustimmung bei den anderen. Dann schob man sich im Gänsemarsch, den heißen Topf in der Hand, so schnell wie möglich zwischen den Tischen durch, dorthin, wo noch Platz war. Ein kurzer Spruch oder auch ein Lied — dann hörte man eine Weile nichts mehr —, bis an einer anderen Stelle sich derselbe Vorgang abwickelte. Wenn drei, vier oder fünf der großen Töpfe geleert waren, konnten die „Essenausteiler" sich einen Augenblick aufrichten und Rücken und Handgelenk ein wenig ausruhen. Am ersten Mittag kamen nur wenige „zum zweitenmal", am folgenden ging's besser.

Sprechchöre und ein Flieger

Am Freitagnachmittag saßen wir alle in der Freilichtbühne und warten auf Gauleiter Florian, der zu uns und zu den Führern des Gebietsführerlagers sprechen wollte. Wer im vorigen Jahr mit in Nürnberg war, der wurde lebhaft an die Jugendkundgebung im Stadion erinnert: Der Jungen- und der Mädelblock überboten sich gegenseitig in Sprechchören und Liedern. Natürlich schnitten wir Mädel beim Singen viel besser ab. Schließlich wollten die HJ.-Führer ihre gefährdete Stellung dadurch retten, daß sie den Musikzug spielen ließen, was bei uns schallendes Gelächter und empörten Protest hervorrief.

Plötzlich stockte das Singen. 2500 Köpfe wandten sich nach oben, einem Flugzeug zu, das langsam auf die Freilichtbühne zuflog. „Gewiß eine Ehrenrunde für uns", meinten ein paar ganz Schlaue und mußten sich dafür tüchtig auslachen lassen. Aber tatsächlich kam es nach kurzer Zeit im Bogen wieder zurück, mit

Während der Rede des Stabsführers in der Freilichtbühne



Abschluß der großen Kundgebung mit dem Gauleiter Florian

ihm ein zweites, ganz tief, wir sahen deutlich die Menschen in den Maschinen und winkten und riefen begeistert hinauf. Da — jetzt warf der eine ein Päckchen ab. Für uns? Wir konnten kaum erwarten, bis es seitlich von uns landete und ein HJ.-Führer es aufhob. Gespannt sahen wir zu, wie der rot-weiß-rote Wimpel, mit dem es zusammengehalten war, losgebunden wurde. Ein Blatt Papier stak in einer grauen Tasche. Der Lagerleiter ging zum Mikrophon und las vor: „Die Fliegergruppe des NSFK. Niederrhein grüßt in kameradschaftlicher Verbundenheit die Führerschaft an Ruhr- und Niederrhein anläßlich des Gebietsführerlagers und der BDM.-Führerinnentagung in Mülheim." Immer noch kreisten die Flieger über uns, jetzt trudelten sie sogar und machten Sturzflüge. Wir waren alle sehr stolz auf diesen Gruß.

„Glaube und Schönheit"

Erste Veranstaltung im Obergau Ruhr-Niederrhein

Am Abend des dritten Tages der großen Führerinnentagung fand vor den Mädel- und Jungmädelgruppenführerinnen und geladenen Gästen die erste Veranstaltung unseres Obergaues für das BDM.-Werk „Glaube und Schönheit" statt.

Es ist verständlich, daß wir Führerinnen den Abend mit großer Spannung erwartet hatten, denn er sollte uns zum erstenmal ein klares Bild geben, wie die Arbeit anzufassen und aufzubauen ist, die das BDM.-Werk uns stellt. Besonders schön war es, daß diese erste Veranstaltung für das BDM.-Werk „Glaube und Schönheit" gerade im Rahmen der großen Führerinnentagung vor den Mädel- und Jungmädelgruppenführerinnen aus dem ganzen Obergau stattfinden konnte. So wurde dieser Abend zu einem Höhepunkt der Führerinnentagung.

Erwartungsvolle Stimmung liegt über dem Saal. Die 1300 Führerinnen in frischen, weißen Blusen geben einen festlichen Rahmen. Auf der Bühne sind ein BDM.-Orchester und eine BDM.-Singschar aufgestellt.

Die Bedeutung und Zielrichtung des Abends gibt die Obergauführerin Hilde Meerkamp in ihrer Begrüßungsansprache. „Notwendiger als andere braucht gerade der Mensch an Ruhr und Niederrhein, der Mensch, der in den großen Industriestädten lebt, den Ausgleich durch das Schöne. Er ist darum den Begriffen „Glaube und Schönheit" gegenüber von vornherein viel aufgeschlossener gewesen, als es in anderen Gegenden der Fall sein mag. Daß aber in den zukünftigen deutschen Familien wieder der Sinn für das natürliche Schöne wach ist, darum müssen wir unsere junge Mädelgeneration zu einer einfachen, schlichten und natürlichen Schönheit erziehen, wir müssen sie erziehen, daß sie selbst später im Kreis ihrer Familie Schönes schaffen können, daß sie diese natürliche Schönheit selbst verkörpern. Den Weg dazu soll der heutige Abend zeigen, der zwei Ausschnitte aus der Arbeit des BDM.-Werkes bringt: die

Arbeit einer BDM.-Sing- und Spielschar und der Medau-Gymnastik-Schule, Berlin."

Das Streichorchester und ein Flötenquartett bringen uns festliche Musik alter Meister, die Singschar singt Sommerlieder, und eine helle Stimme spricht vom Werden einer frühlingshaften Erde, vom Reifen ihres Lebens in den Sommer hinein und von dem Glück des Lebens, das in guter Erde wurzelt.

„Die Jugend glaubt noch an diese Natürlichkeit, glaubt an das Echte, Schöne", sagt dann Hinrich Medau. „Und wir wollen unseren deutschen Mädeln den Weg zeigen, daß sie einen Kraftquell finden im Musischen. Gymnastik kann man als musische Leibesübungen bezeichnen. — Aus den Grundbewegungen des Gehens, Laufens, Springens, Hüpfens, Drehens entwickeln sich kleinere Spielformen zu einem geschlossenen Bild. Aber diese Grundbewegungen müssen echt und natürlich bleiben, um schön zu sein. Und diese Schönheit gilt es zu erarbeiten."

Dann zeigt er uns mit seinen Schülerinnen, wie dieser Weg und diese Arbeit aufgebaut wird von der einfachen Grundbewegung zum harmonischen Zusammenspiel der Bewegungen in einem geschlossenen Bild. Auch die einfachste Schwungübung darf nicht nur einzelne Gliedmaßen erfassen, sondern muß vom ganzen Körper getragen werden zu einer harmonischen, fließenden Bewegung. Laufen, Hüpfen und Springen sind ebenso als Grundbewegungen fließend ohne Hemmungen und Verkrampfungen. Und all diese Uebungen sind nicht zur begleitenden Musik geturnt, sie sind mit dieser Musik eins.

Die Medauschülerinnen zeigen uns, wie die gleiche Natürlichkeit in der Bewegung bleibt, wenn Hilfsmittel hinzukommen. Am deutlichsten ist das Beispiel, das uns Hinrich Medau von zwei Schülerinnen mit Bällen vorführen läßt: Falsches und richtiges Ballwerfen und -fangen. Der Ball bleibt als Hilfsmittel kein Ding, das getrennt vom Körper ist, sondern der Körper muß in seiner Bewegung dem Ball folgen, darf sich nicht von ihm lösen.

Wir sehen Keulenübungen, die sehr viel Geschicklichkeit verlangen neben der fließenden Anmut in der Bewegung. Aber in diese Keulenübungen kann auch eine starke, mitreißende Rhythmik gebracht werden, wie sie uns das letzte Bild zeigt. Ein anderes Hilfsmittel ist das Klatschen. Dieses Klatschen in den Uebungen wirkt wieder wunderbar schwungvoll. Besonders schwierig sind die Stellen, wo das Klatschen zur Musik in Synkopen gebracht wird. Auch diese Uebungen, so exakt sie geturnt sind, wirken anmutig und schön. Am schönsten sind die Reifenspiele, die sehr viel Geschicklichkeit erfordern und das Laufspiel, das zum Schluß gezeigt wird.

Alle Übungen erfordern ein großes Maß an Körperbeherrschung und an unermüdlicher Uebungsarbeit. Das Ziel ist die natürliche und damit schöne und anmutige Bewegung.

Zum Abschluß spricht Obergauführerin Clementine zu Castell über den Sinn und den Aufbau des BDM.-Werkes „Glaube und Schönheit". Sie sagt, daß diese Organisation die Krönung der bisher geleisteten Arbeit ist, daß die Erziehung zur gemeinschaftsgebundenen Persönlichkeit das ist, was uns grundlegend vom Kommunismus unterscheidet, denn das bedeutet: die Begabung und Fähigkeiten in den Dienst des Volkes stellen und nicht alle Menschen gleich machen.

„Unsere Mädel sollen, wenn sie aus unserer Arbeit kommen, körperlich durchgeschult sein, an sich selbst arbeiten und sich dem Volke verantwortlich fühlen. Sie sollen als starke, frohe, gesunde und damit schöne Menschen in ihrem Volk stehen und im kleinen Kreis ihrer Familien, wo sie später einmal stehen werden, das gestalten, was die kulturellen Werte des Volkes hochhält. Unsere junge Mädelgeneration hat wie keine andere Jugend vorher das Glück, mitten im Aufbauwerk eines neuen Volkes stehen zu können. Diese Jugend glaubt an dieses deutsche Volk und ist bereit, sich dafür einzusetzen mit den Kräften, die sie in sich schafft."

H. F.

Ruhepause nach dem Sport im deutsch-holländischen Lager

Pfingsten im Gemeinschaftslager

Es lag nahe, im Jahr der Verständigung in unserem Grenzobergau einmal ein deutsch-holländisches Gemeinschaftslager einzurichten. Eine holländische Gymnastikgruppe sollte über Pfingsten in unsere Führerinnenschule kommen. Der Plan sah vielversprechend aus: Stadtbesichtigung, Besuch der Oper, eine Fahrt zu einem großen Krefelder Betrieb und — für den Pfingstmontagmorgen — deutscher und holländischer Sport abwechselnd.

Ich war gespannt auf die „holländische Gymnastik", wie ich sie in Gedanken bezeichnete. „Wenn Sie nur nicht enttäuscht sind", sagte die Führerin der holländischen Gruppe, die tadellos deutsch sprach, zu mir. „Ich habe nämlich in Essen an der Folkwangschule gelernt. Aber etwas anders, als Sie es gewöhnt sind, wird es trotzdem sein."

Wir gerieten schon beim Frühstück in eine angeregte Unterhaltung über die verschiedenen Auffassungen der Körperschule bei uns und bei den Holländerinnen. „Sehen Sie, Ihre Mädel treiben Gymnastik aus Freude an der Bewegung", erklärte die holländische Führerin. „Meine Mädel wollen aber immer genau wissen, warum sie gerade diese und keine andere Übung machen müssen und welchen Zweck sie hat. Ich habe es bei Ihnen in Deutschland gelernt, nur um der Bewegung selbst willen Gymnastik zu treiben. Ich möchte so gern auch meine Gruppe dahin bringen, aber ich muß immer erklären . . ."

Es war aber keineswegs nur „theoretische Körperbeherrschung", was wir kurz darauf sahen. Die holländischen Mädel waren alle tadellos durchtrainiert. Sie freuten sich sichtlich, uns ihre Leistungen zeigen zu können. Ihre Führerin nahm auch uns tüchtig heran. Dabei merkten wir, daß wir manche Schwünge, manche Verbindungen von Schwung und Schritt unwillkürlich ganz anders ausführen würden. Wir machten übereinstimmend alle die gleichen Fehler dabei. Die „Carmen" würden wir trotz der geduldigen Hilfeleistung der holländischen Lehrerin niemals richtig herausbekommen. Wir dachten unwillkürlich an unsere Sportfest-Körperschule vom vergangenen Jahr und verglichen.

Daß unsere Gäste sich bei uns wohlfühlten, merkten wir wieder einmal draußen auf dem Rasen bei den „deutschen" Medizinballübungen. Die meisten der holländischen Mädel hatten noch nie einen Medizinball in der Hand gehabt, aber sie hielten tapfer durch bei den verschiedenen Würfen und Stößen und stellten sich sogar sehr geschickt an. Zur Belohnung kamen dann lustige Staffeln und Spiele an die Reihe. Natürlich Deutschland gegen Holland. Es gab einige Schwierigkeiten bei den Erklärungen: „Die Letzte läuft dann mit dem Ball nach vorn und ruft „Brücke" oder „Kamel" . . ." Lachende, ratlose Gesichter. „Was ist: Kamel?" Das Wort gefiel ihnen so gut, daß sie überhaupt nichts anderes mehr rufen wollten und die „Brücke" einfach wegließen. Also noch mal von vorn . . . Nach einer halben Stunde mischten sich die „Nationalmannschaften" im besten Einvernehmen wieder untereinander.

Ich benutzte schnell die Gelegenheit, um mir von der Führerin noch etwas über ihre Eindrücke in Deutschland sagen zu lassen. „Die Mädel sind einfach erschlagen, man kann es nicht anders nennen", meinte sie. „Es ist alles so schön und so gut vorbereitet. Jedes Mädel weiß bei Ihnen, daß es eine bestimmte Arbeit zu erfüllen hat. Und auch für uns ist es das Schönste,